

VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0149

Herzblutwiese Stadtwerkstatt

Zeit ist es geworden!

Die Stadtwerkstatt aus feministischer Perspektive.

FILM FERTIG.



märz 2026

editorial

»Der menschenwürdige Sinn der Computers wäre es, das Denken der Lebendigen so sehr zu entlasten, dass es Freiheit gewinnt zu dem nicht schon impliziten Wissen.«
(Theodor W. Adorno, Anmerkungen zum philosophischen Denken, 1965)

»Digital technology can give you freedom; it can also take your freedom away.«
(Richard Stallman, Who Does That Server Really Serve?, 2010)

»Also es gibt einen Standardsatz, den ich mir bis heute einfach mitnehme und der heißt: What you can't open, you don't own. Und das heißt einfach, was du nicht aufmachen kannst, das besitzt du nicht. Und das beschreibt einfach ganz gut, dass diese Infrastruktur, die wir da herinnen betreiben, in der Stadtwerkstatt einfach aus diesem Selbstverständnis praktisch entstanden ist. Also man will einfach die Zügel in der Hand behalten und einfach wissen, wie Technologie funktioniert. Man will sich nicht abhängig machen von irgendwelchen Unternehmen oder Konzernen. Das war immer der Antriebsmotor von dem Verein.« (Ushi Reiter im Film »Herzblutwiese Stadtwerkstatt«, 2026)

Das letzte Zitat oben deutet es an: Nach jahrelanger Arbeit (die Recherchen begannen 2020) ist der Film von Tanja Brandmayr und Claudia Dworschak zur Stadtwerkstatt aus feministischer Perspektive (unter Mitwirkung vieler anderer) fertiggestellt; *Claudia Reiche* formuliert Einblicke und Eindrücke über den Film *Herzblutwiese Stadtwerkstatt*, der heuer auch bei Crossing Europe zu sehen ist (spoiler alert: die Mühen haben sich gelohnt). Die Austreibung »böser Frauen« im Literaturbetrieb thematisiert *Sara Rukaj* und *Chris Weinhold* spricht mit Rita Bischof über Elisabeth Lenk, deren kritische Schriften diese Tage erscheinen.

Stichwort Arbeit, Mühen und Lohn: *Paul Schubert*h rezensiert ein neues Buch von Kathrin Birner und Stefan Dietl zu aktuellen und vergangenen Arbeitskämpfen um freie Zeit während *Ralf Petersen* dem Geist der Arbeiter:innenklasse anhand einer Essaysammlung von Cynthia Cruz nachspürt.

Ein Wille zum Widerstand ist auch das gemeinsame Moment der neuen Bücher von *Brigitte Rath* und *Andreas Pavlic*, aus denen wir hier einige Elemente in Austausch gebracht haben. *Stephan Grigat* und *Karin Stögner* präsentieren einen von ihnen herausgegebenen Sammelband zum Anstieg des globalen Antisemitismus nach dem 7. Oktober und *Magdalena Taube* und *Krystian Woznicki* von der Berliner Gazette berichten über die von ihnen Ende 2025 veranstaltete Konferenz »Pluriverse of Peace«. Außerdem schreibt *Magnus Klaue* über den Begriff der Ökologie und *heinrichanton*schule über das Konzert von Yuri Landman vom Dezember letzten Jahres im Rahmen des Tangible Music Clubs, der 2026 mit weiteren Konzerten aufwartet.

Überhaupt: Wer möchte, kann einige Themen der Ausgabe veranstaltungsförmig in der Stadtwerkstatt vertiefen. Am 8. März beim feministischen Kampfsonntag, am 8. April bei einer Doppellesung mit Brigitte Rath und Andreas Pavlic, sowie am 1. Mai (nachdem die einen am Hauptplatz gelobt haben, die Müßiggänger - gemäß Strophe 3 der Internationale - beiseite zu schieben und die anderen mit den Charts(Volks)Stürmern von der John Otti Band ihrem Wahnkanzler Kickl zugebrüllt haben). Mehr Veranstaltungen auf der Rückseite, das Bild der Titelseite stammt von *Herzblutwiese Stadtwerkstatt*.

Von der Sonnenseite grüßt die Redaktion

Rainer Roller rezensiert #6

Pynchon, Thomas: *Shadow Ticket*
New York, Penguin Books, 2025,
304 Seiten

1932: ein Privatdetektiv überquert den Atlantik: die Erbin eines Käse-imperiums treibt sich in Ungarn rum. Wer sich noch an keinen der seit 1963 erscheinenden Romane Pynchons rangetraut hat, bekommt mit seinem neusten Buch eine eigentlich zugänglich gestaltete Rampe ins verschachtelte Werk des postmodernen Schreibers. Erzählt wird recht kontinuierlich, nur genau gelesen werden muss, um die Orientierung nicht zu verliern. Traut euch!

Journalistischer Katechismus

Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Fünftes Hauptstück, Teil III, Band I: Ermahnungen, welche von denen, die sich auf dem übernatürlichen oder außerordentlichen Wege befunden, befolgt werden müssen.

Worin muss man die, welche auf dem im vorigen Kapitel beschriebenen Wege wandeln (siehe Versorgerin#148), ganz besonders unterrichten?

Der Unterricht im Wege, welcher dem zeitgeistigen Stromverlauf folgt und sich darin bettet, ist verschieden nach drei Stufen.

Welcher Unterricht ist denen nothwendig, die sich auf der ersten Stufe befinden, wo jene sanfte Ruhe besteht, in der sich journalistische Entitäten als Anwältinnen der Öffentlichkeit wähen?

Sie solle sich an zwei wichtige Punkte halten: Der erste ist, dass sie sich von dieser Ruhe nicht abwendig machen lassen, und nichts thun, wodurch sie gestört werden könne. Manche wollen da mit eigner Anstrengung gewalt-sam nachhelfen, und verschiedene Kunstgriffe anwenden. **Dies ist aber nicht nöthig:** Man muss Quotenbringer (rechtsradikale Parteiführer oder andere deformierte Kanaillen) nicht durch gezielte *buzzwords* stimulieren, auf dass sie jenen Nektar absondern, an dem sich das Publikum nicht satt saufen kann. Schließlich ist *manufacturing conflict* der Puls, der ihre politische Existenz am Leben hält und damit ein Herzensanliegen. Die Rolle der *Reportinage* besteht darin, quotentauglichen Nonsens durch die Rationalisierungsmühle zu drehen: Es ist wie beim Spiel *Lügenbaron*, wo jemand eine Frage bewusst falsch beantwortet und das Gegenüber dann argumentieren muss, warum die Antwort richtig ist. Keine Idee ist zu wahnünftig, um sie nicht in Diskussion zu bringen - ganz im Gegenteil: *If it bleed, it leads* - *drama is our brahma*.

Der zweite, eben so nothwendige Punkt ist, dass man das gerade Gegenteil von dem Vorigen sorgfältig meide. Denn: Passives Abbilden genügt nicht. Die Auswahl muss sorgfältig getroffen sein, den Blick auf das Detail vereidigen und über den Fokus auf die Eigenschaften einer einzelnen Person davon ablenken, welche Konstruktionsprinzipien von Demokratien ihre Abschaffung erlauben.

Wie wird einer falschen Andacht der Zugang geöffnet?

Zuweilen verleitet dazu theils unkluge Anleitung der Führer, theils die Eigenliebe derjenigen, welche von ihnen geführt werden. **Generell gilt:** Huldige der Hoffnung auf den Sieg des Realitätsprinzips zulasten der Lust, alles kaputtzuschlagen. Zugleich erzeugt das Skandalisieren irr sinniger Phantasien aktueller oder potenzieller Machthaber beim aufklärungshörigen Publikum ein Wir-Gefühl mit dem Überbringer der frohen Botschaft, die da lautet: *Glück mit Sünd und Schand hat nicht Bestand*. Dies wird umso mehr goutiert, je größer das ungläubig-neid-volle Staunen darüber ist, dass diejenigen am erfolgreichsten sind, die es am wenigsten verdienen. **Aber:** *Playing to the gallery* funktioniert als kollektive Katharsis (Glaube an eine unmittelbar bevorstehende Entzauberung) nur dann, wenn alle den Text mitsingen können - etwa die Hymne »Nicht sein kann, was nicht sein darf«. Wenn so die Untergangsangst gebannt ist, führt sich die Debatte darüber, ob Kickl »Kanzler kann« oder nicht und ob Trump mit diesem oder jenem »durchkommt« oder nicht gleich viel entspannter.

Welche Erinnerungen eignen sich für die, welche auf der zweiten Stufe des außerordentlichen Weges sich befinden?

Diese Stufe - welche auch jene des *geheimen Sterbens* genannt wird - beinhaltet die Prüfungen der *Dürre*, des *Unvermögens* und der *geistigen Peinen*. Durch sie manifestiert sich der Geist Hegel'scher

Dialektik im Journalismus.

Wie hat man sich in der Dürre zu verhalten?

Diese Phase (ehemals *Sommerloch* oder *Sauregurkenzeit* genannt), ist nicht die Zeit der Feldstudien, sondern Desktop-Research. Anstatt Interviews bei der nächstbesten Gartenschau zu führen, stoppelt man sich Beiträge mittels *objets trouvés* (bzw. *pensées trouvées*) aus einem Internet zusammen, das längst vom *Mittel* der Berichterstattung zu deren *Mittelpunkt* geworden ist.

Was ist im Stande des Unvermögens zu thun, wenn bei der Seele der Gebrauch ihrer Vermögen gehemmt ist, und sie innerlich nicht thätig seyn, und frommen Anmuthungen nicht obliegen kann?

Wenn das *news-making-business* damit konfrontiert wird, dass jene Suchmaschinen, die es so gerne utlisiert, primär im *money-making-business* ansässig sind (*denn nur das Ganze ist die Ware*) und zur realen Subsumption »klassischer« Medien übergeht, indem es Zusammenfassungen ihrer Meldungen aggregiert und diese dadurch nicht am wohlverdienten *traffic* mitnaschen lässt, der für Werbeeinnahmen sorgt, ist guter Rat teuer - mit genügend Rücklagen (bzw. Beteiligungen) aber zu stemmen. Am besten einen Deal aushandeln, über den im Gegenzug als Ablass irgendwelche Journalismus-Nachwuchsförderungen finanziert werden.

Wie muss jene dritte Prüfung der Geistes-Peinen angenommen werden?

Die vollständige Verlagerung von Medienproduktion, -distribution und -konsumption korrodiert auch diese funktionale Trennung und transformiert den *news-cycle* in einen *slop-cycle*, in dem Selbst-Recherchiertes, Meinungsbekundungen, gezielte Propaganda und algorithmisch Halluziniertes sich zu einem Brei vermengen, der kommunal geschlürft und ausgeschieden wird. *Rinse and repeat*.

Was ist denen zu rathen, welche bis zum dritten Stande des außerordentlichen Weges gefördert sind?

Ihnen sei angemahnt, das falsche, vom Satan über sie gegossene Licht zu vertreiben und sich wieder als medialer Hegemon, als *Gatekeeper* zu inthronisieren. Zweifellos hat sich die Informationshoheit durch digitale Propagandakanäle verschoben, sodass das Publikum ohne lästige Verfälschung oder Infragestellung der jeweiligen *talking points* bespielt werden kann. Der klassische Journalismus findet sich mithin dazu depotenziert, diese Erzeugnisse - über die er keine Kontrolle hat - weiterzuverbreiten und bestenfalls zu kommentieren. Zum Glück hat sich mit der Produktion von Podcasts kompensatorisch die Möglichkeit eröffnet, mittels freier Themenstellung *content* in die Welt zu setzen und sich so als *Quelle* wiederherzustellen. In Kombination mit anderen Publikationsformen ergibt sich für Verlage der angenehme Nebeneffekt, an zusätzliches Körbergeld durch die *Rundfunk und Telekom Regulierungs-GmbH* (RTR) zu gelangen (Förderung der Produktion von Audio-Podcasts) und an deren Reichweite auch andere hauseigene *Medienprodukte* partizipieren zu lassen (wie sich diversen Mediadaten entnehmen lässt).

Welche Täuschung ist im journalistischen Leben die gefährlichste, und am schwersten zu heilen?

Dass die eigene Hauptaufgabe *in der Erzeugung einer kritischen Öffentlichkeit* besteht, während es doch bestenfalls darum gehen kann, *Material für Kritik* bereitzustellen.

Wie kann dergleichen Täuschungen entgehen?

Für den einzelnen Pressemenschen besteht die beste Heilung im *Berufswechsel*, für Medienunternehmen ist es der *Konkurs*.

Bonussentenz I
Muss der Weltgeist dreimal niesen, gibt es Krisen, Krisen, Krisen.

Bonussentenz II
Flooding the Zone funktioniert nur, wenn diese den Mund schön weit aufmacht.

Kryptogold in den Schweizer Bergen

Kryptowährungen werden neuerdings an den Staat gekoppelt: Einige Überlegungen zum Durchsetzungspotenzial von Stablecoin & Co. von *Claus Harringer*.

»Der Gott, der sich im Geldbeutel versteckt, ist [...] besonders tückisch, weil man ihn dort nicht als Gott erkennen kann. Als Folge davon werden die Menschen dümmere, nicht klügere. Sie verlieren den Glauben, immerhin eine Vorstufe der Vernunft, und ersetzen ihn durch den Aberglauben, auch Ereignisse begreifen zu können, die unbegreiflich sind.«
(Wolfgang Pohrt, Das allerletzte Gefecht)

... und das trifft auch auf den Gott im Wallet zu.

Wenn es um die ideologischen Verrenkungen jeglicher Form von Nationalökonomie geht, die vor ihren zentralen Kategorien wie *Geld* oder *Wert* unvermeidlich kapitulieren muss, fasste Joachim Bruhn diesen Umstand in seinen Vorträgen und Texten bisweilen in die Frage, was denn so etwas wie »Zehn Euro« überhaupt sein sollen, bzw. *wovon* sie sind – worauf das Maß denn geeicht sei.¹ Der zentrale Gedanke dabei: Während die Rede von »Zehn Kilo Spargel« eine sinnvolle Aussage darstellt, ist Geldgebrauch demgegenüber ohne seine Gestalt als Währung und das dahinter stehende staatliche Gewaltmonopol undenkbar.² Ein Zusammenhang, der sich für Bruhn auch am ersten Text zeigt, in dem Marx überhaupt vom *Wert* spricht: seinem Kommentar zu den Debatten über das Holzdiebstahlgesetz. Da stellt er (in den Worten Bruhns) fest, dass hier der *Ausschluss aller durch alle* paradoxerweise umschlägt in, bzw. einhergeht mit dem *Einschluss aller durch alle*. Dass die Individuen (bzw, nunmehr »Subjekte«) es mit sich vereinbaren müssen, dass sie als Warenbesitzer (nicht zuletzt der Ware Arbeitskraft) auf dem Markt konkurrieren und *zugleich* als Rechtssubjekte das Gemeinwesen fördern sollen. Damit sind *Ausbeutung des Menschen durch den Menschen* und *Herrschaft des Menschen über den Menschen* als gleichrangige Konstituenten einer falsch eingerichteten Gesellschaft zu begreifen.

Tatsächlich auf den Begriff bringt Marx das Geld jedoch erst, nachdem er den des Kapitals entfaltet hat, d.h. den einer permanenten Selbstverwertung des Werts als *automatisches Subjekt*. Solange diese Akkumulation, die Bewegung Geld-Ware-mehr Geld (GWG') soweit in geregelten Bahnen läuft, dass die gesellschaftliche Reproduktion sichergestellt ist – und sei es durch Flucht in fiktives Kapital (Finanzprodukte) im Falle unrentabler Gütererzeugung –, besteht die Rolle des Staatsapparats primär in der Aufrechterhaltung bürgerlicher Verkehrsformen.

Geld ist als *reale* Erscheinungsform die Paradoxie einer *unmittelbaren Allgemeinheit*, die aus den ökonomisch-politischen Widersprüchen selbst resultiert und in seiner Erscheinung als Münze oder Geldschein diese Verhältnisse und deren permanente Akkumulationsbewegungen scheinbar stillstellt und handhabbar macht. Solange es einen Garanten für diese *gespenstische Gegenständlichkeit* gibt, ist das Material der Geldform einigermaßen beliebig und kann also auch als Digitalwährung ausgegeben werden. Die wirkliche (und wirkende) Irrationalität kapitalistischer Produktion als gesellschaftliches Verhältnis verobjektiviert sich im ideologischen Oszillieren zwischen subjektiver Wertbestimmung (Vertrauen) und objektiver Wertbestimmung (Arbeit) und dementsprechend schwankt auch die Einschätzung von Gold zwischen diesen Polen (Psychologie der Marktteilnehmer vs. intrinsischer Materialwert).

Wie sieht das also beim Bitcoin, bzw. anderen Kryptowährungen aus, deren Anspruch ja gerade ist, als dezentrales Geldsystem zu fungieren, das unabhängig von Banken, zentralen Behörden oder Regierungen ist? Das gesamte laborierte technische Brimborium bei der Erstellung von Bitcoins auf einer Blockchain samt damit einhergehender Reglements³ soll eine systemische Stabilität und Sicherheit suggerieren (»digitales Gold«), die durch Dezentralität, unbestechliche Mathematik (bzw. Algorithmen) und transparente Nachvollziehbarkeit von Transaktionen gewährleistet werden soll. Wenn man sich Argumentationen aus der Krypto-Szene ansieht, reproduziert sich darin jene Trostlosigkeit, die aus den Wirtschaftswissenschaften zur Genüge bekannt ist. Die einen suchen die »Wertsubstanz« vulgärmarxistisch in der objektiven Verausgabung von Arbeit (Rechenleistung), andere finden ihr Heil in der subjektiven Grenznutzenlehre österreichischer Provenienz. *Saifedean Ammous* (einer der bekanntesten Bitcoin-Befürworter) etwa hält in seinem Buch *The Bitcoin Standard: The Decentralized Alternative to Central Banking* (2018)

den Bitcoin bereits in Embryonalform für eine »highly salable free-market option that is resistant to government meddling« und für eine Alternative zum verabscheuten Fiat-Geld, das von Regierungen ausgegeben wird. Er geht sogar soweit zu sagen, dass dieses nur deshalb akzeptiert würde, weil Regierungen über Goldreserven verfügen und nicht etwa, weil sie über den Ausnahmezustand entscheiden.

Die Schaffung von *Stablecoins* stellt aus dieser Sicht eine Brückenfunktion für einen Übergang zum »digitalen Gold« dar. Deren Stabilität ist allerdings eine geborgte, da sie selbst nichts anderes als Kryptowährungen sind, die an staatliche Währungen wie den US-Dollar gekoppelt sind, bzw. versuchen sie, diese auf oben skizzierte Weise zu garantieren: So besitzt der größte Stablecoin-Emittent *Tether* mittlerweile 140 Tonnen Gold, die



Gespenstisch vergegenständlicht: Eine physische Bitcoinmünze mit der Prägung »In Bitcoin we trust«.

irgendwo in den Schweizer Bergen an einem geheimen Ort gelagert werden. In einem Interview mit Bloomberg gab deren CEO Paolo Ardoino Anfang 2026 zu Protokoll, dass sie auf dem Weg seien, zu einer der größten Gold-Zentralbanken der Welt zu werden.

Nun stellt sich zwar seit dem Ende der Dollar-Gold-Bindung im Rahmen des Bretton-Woods-Systems (1944-1973) für alle nationalen Währungen das Problem flexibler Wechselkurse (am wenigsten für den Dollar aufgrund der *globalpolitischen Stellung* der USA). Die hinter ihnen stehenden Staaten garantieren aber deren Geldfunktion als Zahlungsmittel, was bei Kryptowährungen nur eingeschränkt der Fall ist: Diese kommen meist als Finanzinstrument zum Einsatz, bzw. bei Transaktionen organisierter Kriminalität oder bei der Umgehung von Sanktionen.

Was auf Bitcoin und Co. hingegen aber auf jeden Fall zutrifft, ist, dass ihre Anhänger häufig libertär bis rechtsradikal eingestellt sind (was nicht immer so war) und einen unübersehbaren Hang zu Hypermaskulinität aufweisen – von einem geschlossenen Weltbild aber kaum zu sprechen ist.⁴ Anstatt sich nun durch diese diffuse Wolke aus Prepper-Mentalität, Selbstmanagement, Transhumanismus und Verschwörungsdenken durchzukämpfen, sollte man sich überlegen, unter welchen Bedingungen sie ihr Ziel erreichen könnten. Bitcoin als Währung durchzusetzen. Irgendwann wird sich auch in den verschweißtesten Krypto-Hirnen die Erkenntnis breit machen, dass dies ohne Gewaltmonopol nicht zu haben sein wird, weshalb es nur darum gehen kann, den Staat entweder zu kapern oder zu unterwandern. Elon Musks »Doge«-Episode im Weißen Haus lieferte einen ersten Vorgeschmack, bzw. benötigt man angesichts staatlicher Abhängigkeit von den Produkten der Tech-Industrie mittlerweile gar nicht so viel Fantasie, um sich vorzustellen, wie denn so ein Umbau ablaufen könnte. Damit wären Big-Tech und ihre Jünger da angekommen, wo sich der linke Staatsfetischismus immer schon eingenistet hatte: bei der Übernahme politischer Macht.

Dass Cliques Staaten gezielt und planvoll zu ökonomischen Versuchslaboren machen, ist natürlich keine neue Sache: Die »Chicago Boys« brauchten Pinochets Diktatur in Chile, um ihre neoklassischen

Theorien durchzusetzen, welche ihrem Lehrer (und Pinochet-Berater) Milton Friedman 1976 einen Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften einbrachten. Die auf ihn zurückgehende »Schock-Doktrin« mittels massiver Privatisierungen und Ausgabenkürzungen führte zunächst zu einer Rezession und später zu hoher Arbeitslosigkeit samt massivem Anstieg von Armut, bremste aber die Inflation und führte zu exportgetriebenem Wirtschaftswachstum, weshalb Friedman Anfang der 1980er Jahre vom »Wunder von Chile« sprach. Wie tröstlich für die Hinterbliebenen der tausenden Toten und die zehntausenden Folteropfer, Teil dieses Mysteriums gewesen sein zu dürfen.

Die Staatwerdung der Krypto-Ideologie nimmt sich einstweilen noch vergleichsweise gewaltarm aus, bzw. gerät sie zur Farce: Nachdem El Salvadors Präsident Nayib Bukele 2021 Bitcoin zu einer gesetzlich anerkannten Währung gemacht hatte, war die Web3-Szene zunächst enthusiastisch, die Nutzung als Zahlungsmittel sank aber, anstatt zu steigen (in zwei Jahren von 24% auf 8%) und die Umsetzung über das staatliche Chivo-Wallet ließ auch zu wünschen übrig (2024 tauchten aufgrund eines Datenlecks 144 Gigabyte persönliche Daten von über 5 Millionen Menschen aus El Salvador im Internet auf). Mittlerweile hat der Bitcoin seinen Status als offizielles Zahlungsmittel verloren, was nicht zuletzt auf einen Kredit über 1,4 Milliarden Dollar durch den Internationalen Währungsfonds zurückzuführen ist, der die weitgehende Ersetzung der Kryptowährung durch den US-Dollar zur Bedingung hatte.

Das bedeutet natürlich nicht, dass niemand davon profitiert (so hat *Tether* etwa aufgrund des »kryptofreundlichen Klimas« Anfang 2025 seinen Firmen-Hauptsitz nach El Salvador verlegt) und auch nicht, dass keine Repression damit einhergeht (es darf bezweifelt werden, dass das 2023 errichtete Hochsicherheitsgefängnis CECOT mit seinen 40.000 Plätzen ausschließlich Kriminelle und Terroristen beherbergt).

Vielleicht ist es für Tech-Overlords aber mittlerweile einfacher, gleich selbst eigene Gemein(un)wesen aus dem Boden zu stampfen: Sei es Elon Musks *Starbase* in Texas (mittlerweile mit eigener Polizeieinheit), *Telosa* des ehemaligen E-Commerce-Chefs von Walmart, *California Forever* diverser Silicon-Valley-Investoren, Peter Thiels Beteiligungen an schwimmenden Privatstädten (*Seasteading*) oder Sam Altmans *Praxis* – es geht immer um eine Spielwiese für cyberlibertäre Sozialexperimente.

Wenn es ernsthaft um so etwas wie eine befreite Gesellschaft geht, kann die Antwort nie in einer Aneignung von Staat, Wert und Geld bestehen, sondern nur in einer Form sozialer Synthesis abseits davon – einem gesellschaftlichen Gewebe, das Menschen nicht zum bloßen Material macht. Will man die Tech- und Krypto-Oligarchen von der Macht fernhalten, muss man zunächst einmal den Zusammenhang von Staatsgewalt, Waffengewalt und Geldgewalt erkennen, den sie sich aneignen wollen.

[1] Etwa im Vortrag *Echtzeit des Kapitals, Gewalt des Souveräns*, abgedruckt in der erweiterten und überarbeiteten Neuauflage von *Was deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation* (ca ira, 2019).

[2] So wundert sich im zweiten Teil von Goethes *Faust* auch der Kaiser, dass die Soldaten den Sold allein deshalb akzeptieren, weil auf die Münzen sein Konterfei geprägt ist.

[3] In Kurzform: Wer am schnellsten bestimmte Rechenaufgaben erledigt (»proof of work«) darf zur Kette einen Block hinzufügen (bzw. wird die Transaktion erst nach insgesamt sechs hinzugefügten Blocks bestätigt, falls sich aufgrund gleichzeitiger Erstellung Abzweigungen ergeben) und kriegt dafür einen Bitcoinbetrag (bzw. darf ihn sich ausrechnen). Diese Belohnung halbiert sich alle vier Jahre (»Halving«), da die Gesamtumlaufsumme mit 21 Millionen BTC gedeckelt ist.

[4] Eine Wahlverwandschaft, die David Golumbia in »The Politics of Bitcoin: Software as Right-Wing Extremism« detailliert nachgezeichnet hat. In seinem letzten, posthum erschienen Buch fasst er die gemeinsamen Ideologeme der Cyberlibertarians derart: »Cyberlibertarian discourse is characterized by the remarkable certainty of digital utopians that digital technology not only has political effects, but also radically reforms existing governmental structures in democratic directions and realizes the vision of those existing structures.« (David Goubran, Cyberlibertarians. The Right-Wing Politics of Digital Technology, 2024)

Claus Harringer ist Redakteur der Versorgerin.

Phantasie ist »gestautes Leben«

Ein Gespräch mit Rita Bischof über Elisabeth Lenks ästhetische Theorie aus Anlass der Veröffentlichung ihrer kritischen Schriften, geführt von *Chris Weinhold*.

Chris Weinhold: Elisabeth Lenk und Sie verband eine jahrzehntelange Freundschaft und ein geteiltes Interesse für die »europäischen Avantgarden«. Was brachte Sie beide zusammen?

Rita Bischof: Was uns zusammengeführt hat, waren tatsächlich Georges Bataille und die Surrealisten. Als ich 1971 anfang, neben Philosophie und Soziologie auch Literaturwissenschaft zu studieren, und zwar in Marburg, das damals fest in der Hand der Spartakisten war – sie saßen sogar im Rathaus! –, gab es praktisch keine Studenten, die sich für meine Themen: Adorno und Benjamin, interessierten. Adorno war geradezu Anathema; man isolierte sich, wenn man nur seinen Namen erwähnte, sogar in den Seminaren. Wenn ich mich langweilte, stöberte ich gerne in einem Antiquariat in der Unterstadt, in dem ich auf eine Reihe von Büchern stieß, die mir wie eine lebendige Alternative zum akademischen Betrieb erschienen. Hierzu gehörten Georges Bataille, *Der heilige Eros*, André Breton, *Nadja* in der Neske-Ausgabe und *Die Manifeste des Surrealismus*, oder Pierre Klossowski. Wenige Monate später lag bei Elwert und Meurer in der Oberstadt auf dem Tisch mit den Neuerscheinungen ein Buch mit dem Titel *Der springende Narziß. André Bretons poetischer Materialismus*, das ich auf der Stelle erwarb und verschlang. Doch auch mit diesen Lektüreerlebnissen kam ich unter Marburger Studenten nicht an. Ich beschloss, meine Studien an der FU Berlin fortzusetzen und mir natürlich auch die Lenk anzuhören.

Sie haben mit Elisabeth Lenk die Werke von Georges Bataille herausgegeben und selbst 1983 eine Promotion über dessen »Theorie der Moderne« verfasst. Wie kam es zu dieser geteilten Leidenschaft für diese Schriften, und was macht sie aus?

Hier muss ich Sie korrigieren: Das einzige Buch, das wir zusammen publiziert haben, oder besser; die einzige Herausgabe, die Elisabeth Lenk zugestanden worden war: denn sie war diejenige, die seit den späten 1960er Jahren das Projekt einer deutschen Bataille-Ausgabe betrieben und mit Wolfgang Fietkau zusammen auch die Rechte besorgt hatte, ist *Die psychologische Struktur des Faschismus. Die Souveränität* von 1978. Von beiden Texten ist in Lenks Briefwechsel mit ihrem Verleger Axel Matthes aber schon seit Ende 1971 wiederholt die Rede, und zwar im Zusammenhang mit den soziologischen Schriften Batailles, den Lenk bereits vorbereitete. Der Band von 1978 ist ein Trostpreis, wenn Sie so wollen: Kurz zuvor hatte man Lenk, die auch den Plan einer deutschen Bataille-Ausgabe – für den sich Matthes brieflich bei ihr bedankt – entworfen hatte, die Herausgeberschaft entzogen. Sie ging an Gerd Bergfleth, den Übersetzer, der »schon mit den Füßen scharrt« (Brief vom 29. Mai 1972), der dann allerdings mehr als zehn Jahre lang nichts übersetzt hat. Lenks Plan wurde zwar als Einladung zur Subskription veröffentlicht, aber mit Bergfleth als Herausgeber... Nur der erste Band ist erschienen.

Ich habe dann in der Tat über das theoretische Werk Batailles promoviert, weil mir seine soziologischen Grundbegriffe als ein tragfähiges Fundament erschienen, um das Funktionieren von Gesellschaften und insbesondere die Entstehung des Nationalsozialismus zu verstehen. Die Begriffe des Heterogenen und der Negativität, aber auch die Praxis des Ausschlusses wurden für mich zentral, weil ich darin eine Nähe zu Adornos Philosophie des Nichtidentischen und der negativen Dialektik sah. Wie Lenk bin auch ich über Adorno und Benjamin zu Bataille gekommen und nicht gegen sie, höchste Zeit, das noch einmal hervorzuheben, schon weil die späteren Bataille-Herausgeber alles dafür taten, aus Bataille – einzigartig in der internationalen Rezeption seines Werks – einen rechten Philosophen zu machen.

Jörg Später beschreibt Elisabeth Lenk in Adornos Erben als eine »Entflohenek«, die als irrationale »Abweichlerin« verschrien wurde und sich in Vorwärtsverteidigung nicht vor dem Angriff auf Adepten wie Enzensberger scheute. Was steckte bzw. steckt hinter den Anfeindungen?

Ich glaube nicht, dass Lenk den Streit gesucht hat, sie sah sich vielmehr zu einer Auseinandersetzung mit den Mitgliedern der Gruppe 47, paradigmatisch mit H. M. Enzensberger, genötigt, weil er in seinem Text »Die Aporien der Avantgarde« nicht nur die bürgerliche Kunstfeindschaft und andere seit langem kursierende Vorurteile gegen das Ästhetische bedient hatte, sondern vor allem, weil er den Avantgarden unter Berufung auf den sogenannten »Revolversatz« aus dem *Ersten surrealistischen Manifest* vorwarf, für eine Politik der Gewalt einzutreten. Das konnte, so simplifiziert, wie vorgebracht, nicht stehen bleiben. Literatur ist ja keine Handlungsanweisung. Lenk hatte, kaum war sie in Paris eingetroffen, auf einer politischen Veranstaltung José Pierre,

einen Surrealisten ihrer Generation kennengelernt, und über ihn bald darauf auch André Breton, der sie in die *Groupe surrealiste* einlud. Sie war also seit 1962 Mitglied dieser legendären Gruppe, die sich allabendlich im *Café Promenade de Venus* traf. Lenk hatte auch das Thema ihrer Dissertation bereits gefunden, als Enzensberger in seinem 1963 veröffentlichten Essayband *Einzelheiten* den Surrealismus und die Avantgarden praktisch zu Urhebern des Faschismus erklärte. Das war ihrer Auffassung konträr, aber auf eine ästhetische Kritik wollte niemand eingehen. Das Problem war, denke ich, eher ein soziales, genauer ein ständisches: Enzensberger war so etwas wie ein Vorzeigeeintellektueller, während Lenk praktisch unbekannt war, eine Studentin, die sich aus sachlichen Gründen mit ihm angelegt hatte. So erhielt sie das Etikett der »Abweichlerin«. Im Grunde aber ging es schon da um die Frage, wie eine kritische Phantasie arbeitet und welche Mittel sie einsetzt.

Lenk legte sich nicht nur mit prominent gewordenen Schülern an, sondern wetterte auch gegen den gegenkulturellen Lifestyle der 1960er Jahre und meinte, für diese Art von Bürgerschreck gilt: »Sie pfeifen auf die Welt, doch was sie pfeifen, ist ihre Melodie.« Das wirkt eher entmystifizierend.

Dem stimme ich zu, und ich würde sogar sagen, dass der Impuls zur Entmystifizierung ein sehr starker in ihrem Werk ist. Das gilt selbst noch für ihr Buch *Die unbewusste Gesellschaft*, in dem viele eine Abwendung von Adorno und eine Apologie des Irrationalen sehen wollten. Sie spielen in Ihrer Frage aber auf Lenks Rede zur Neugründung des SDS als einer unabhängigen Linken an, nachdem dieser aus der SPD ausgeschlossen worden war. Was sie sagte, entsprach allerdings nicht den Erwartungen der linken Studenten, die bereits dabei waren, auf Distanz zu Adorno zu gehen. An der Entwicklung des SDS hatte Lenk auch keinen Anteil mehr. Doch der Zug zur Demystifizierung beherrscht ihr Denken, er findet sich nicht nur in den politischen Texten, sondern auch in ihren literaturwissenschaftlichen Analysen, und nicht zuletzt in ihren oft nur wenige Zeilen langen Glossen. Vergleichbar ist dem nur der utopische Impuls, der immer wieder in ihren Texten durchbricht, seit sie Fouriers *Theorie der vier Bewegungen* kommentiert hat. Oder besser: Beide Antriebe gehen in ihren Arbeiten ineinander über; sie ergänzen sich. Das zeigt sich zunächst in ihrer Phantasietheorie, hat sie aber auch zu einer Reihe kühner Ideen inspiriert, wie beispielsweise der einer nicht mehr hierarchisch, sondern parataktisch strukturierten Gesellschaft, oder der Idee einer *Achronie*, die das Potenzial hat, Literatur- und Geschichtswissenschaft gleichermaßen umzuwälzen.

Lenk sprach von »kritischer Phantasie«, die als kritische Instanz Einspruch erhebt: wie können wir uns das vorstellen, und wie hebt diese sich ab von der bloßen Einbildung?

Der Begriff der Phantasie ist in der Tat ein Schlüsselbegriff in ihrem Werk und verdient schon deshalb, dass man sich näher mit ihm auseinandersetzt. Den frühesten Versuch zu bestimmen, was sie später als *Kritische Phantasie* bezeichnen wird, unternimmt sie bereits in ihrem ersten großen Essay, der Einführung in *Die Theorie der vier Bewegungen* von Charles Fourier, und seitdem ist der Begriff aus ihrem Denken nicht mehr wegzudenken. Fourier wollte die Phantasie rehabilitieren; er war davon überzeugt, dass es möglich ist, strenge wissenschaftliche Beobachtung mit exakter Phantasie zu verbinden und sich ihrer so als eines legitimen Erkenntnismittels zu bedienen, das überall dort zum Einsatz kommt, wo begriffliche Analyse an ihre Grenzen stößt.

Die Geschichte der Phantasie hat aber nicht erst mit Fourier begonnen. Sie begann vielmehr, als Platon sie dazu verurteilte, im Haus der abendländischen Philosophie die Rolle der »folle du logis« (Aragon) zu spielen. Die Phantasie wurde privatisiert, sie galt als eine Mangelerscheinung oder als Ersatz für eine Wirklichkeit, vor der das phantasierende Subjekt zurückwich, Grund genug, sie aus der Erkenntnis auszuschließen und der Vormundschaft der Vernunft zu unterstellen. Für Lenk wurde sie zum Paradigma alles dessen, was aus dem Bewusstsein ausgeschlossen ist. Sie wollte die Aufklärung radikalisieren und in Bereiche hineintragen, die man bislang ganz ausdrücklich in Opposition zur Philosophie verstanden hatte. Das hieß aber auch, das Licht der Aufklärung auf die sozialen und rationalen Praktiken der Ausschließung zu werfen, die selbst ja keineswegs durch Vernunft gerechtfertigt werden können. Es galt, die Erkenntnis dazu zu bringen, ihren Scharfsinn auch auf sich selbst anzuwenden. Darin folgt sie, was immer man ihr vorwarf, den Direktiven der *Dialektik der Aufklärung*. Ihr zufolge sollte auf die erste Aufklärung: die cartesianische Emanzipation der Vernunft von den Dogmen der Religion eine psychologische

Revolution folgen, welche Gefühl und Sinne von der Vormundschaft der Vernunft befreit und ihnen freien Ausdruck gewährt.

Eng damit verknüpft, ist die Idee einer materialistischen Erkenntnistheorie, die ihr zufolge, und das unterscheidet sie von Adorno, bei »der Phantasie als der verachteten, immer schon bearbeiteten und beherrschten Materie des Denkens« ansetzt, wie sie im Vorwort zur *Kritischen Phantasie* (1986) schreibt. Es ist dies eine Materie, die vom praktischen Sinn abgeschnitten ist und sich dem zweckrationalen Zugriff entzieht. Man könnte in ihr so etwas wie eine soziale Antimaterie sehen, da sie alles umfasst, was dem Rationalisierungs- und Disziplinierungsprozess der Gesellschaft zum Opfer fiel und als ein solches Abfallprodukt in die Phantasie abgescho-ben und entwirklcht wurde. Hier folgt Lenk der These von Norbert Elias in *Der Prozess der Zivilisation*. So gelangt sie zu der für ihre Theorie grundlegenden Definition, Phantasie sei »gestautes Leben«. Aus ihr erhellt, dass das Spezifische der Phantasietätigkeit nicht im Scheinhaften liegt, wie es Kants Definition der Einbildungskraft nahelegt, sondern im freien, spielerischen Umgang mit von der Gesellschaft verurteilten Wirklichkeitsfragmenten, die sich dem Zugriff des bewussten Ich entziehen und daher unmittelbar – in ihrem Sosein – nicht mehr erfahren werden können. Das bewusste Ich ist, darin sind sich die Philosophen und Soziologen einig, das gesellschaftliche Ich: »Die Wahrnehmung in gesellschaftlichen Bahnen halten heißt sie bewusst halten« (Christopher Caudwell); oder anders gesagt: Gesellschaft ist das, was ins Bewusstsein der Individuen fällt (Max Weber). Was darin nicht aufgeht, gilt auch nicht als wirklich, was nicht heißt, dass es nicht existiert. Es heißt nur, dass alles, was der bewussten Wahrnehmung entzogen ist, unmittelbar weder dargestellt noch erfahren werden kann, und genau hier interveniert die Phantasie, die Lenk als dasjenige Organ bestimmt, »welches einsetzt bei Zusammenhängen, die noch nicht oder nicht mehr oder überhaupt nicht erfahrbar sind«.

Zu diesen Zusammenhängen gehört zuoberst die Gesellschaft selbst, in ihrer Totalität, die sich der Anschauung entzieht, also nicht einfach abgebildet, sondern nur gedacht oder phantasiert werden kann. Es gilt nicht weniger von der strukturellen Gewalt, auf der eine Gesellschaft basiert und die in der Regel durch ein Tabu vor Darstellung geschützt wird. Phantasie ist daher immer dann gefragt, wenn es um die Suche nach Auswegen aus den hereditären sozialen Strukturen geht, und Lenk hat an verschiedenen Beispielen, insbesondere aber an den Werken de Sades oder Lautréamonts demonstriert, was das in concreto bedeutet. In deren Werken entfaltet die Phantasie eine solche Kraft der Entwirklichung, dass sie weder vor den sozialen noch vor den wissenschaftlichen Zusammenhängen haltmacht. Beide Male löst sie das Problem, das die Frage der Darstellung aufwirft, und Lenk ist eine der Wenigen, die das thematisieren. Dabei zeigt sich, dass die Phantasie, wie der Traum, der sie präfiguriert – später wird sie dann von mimetischer Struktur sprechen –, selbst eine kritische Instanz ist, eine unbestechliche obendrein, die weder Urteile fällt noch über Sanktionsmittel verfügt, und vielleicht ist es ja gerade das, was sie als unbestechliche Kritikerin der Gesellschaft empfiehlt. Sade und Lautréamont konnten gar nicht umhin, sich der Phantasie zu bedienen; ihnen ging es darum, die strukturelle Gewalt darzustellen und in ihrer Darstellung zu dekonstruieren.



Der Band »Kritische Schriften« von Elisabeth Lenk erscheint im März 2026 bei Matthes und Seitz.

Chris Weinhold lebt in Leipzig und befasst sich seit längerem mit der Kritik des surrealistischen Schocks.

Die Austreibung

Sara Rukaj über pseudofeministische Wellnessliteratur.

Man begegnet ihnen überall: den Frauen, die alles richtig machen. Sie sprechen die richtige Sprache, empören sich an den richtigen Stellen, tragen den richtigen Kurzhaar-Pony. Ihre Aufmüpfigkeit ist sorgfältig einstudiert, ihr Widerspruch sozialverträglich. Der marktkonforme Identitätsfeminismus liefert das passende Vokabular: man ist sichtbar, politisch haltungsfest, steht stets auf der richtigen Seite. Und doch: irgendetwas fehlt. Hinter der Kulisse aus ökonomischer Teilhabe, sexueller Selbstverfügung und moralischer Eindeutigkeit herrscht eine merkwürdige Leere. Die Figuren wirken glattgebügelt, widerspruchsfrei, wie herausgeschnitten aus einem Katalog gesellschaftlicher Erwartungen.

In dieses Bild fügt sich auch ein Großteil der Frauen in der zeitgenössischen feministischen Literatur ein. Ob bei Sally Rooney, Caroline Wahl oder – historisch früher, inhaltlich aber erstaunlich nah – Verena Stefan und Hera Lind: Die Frau ist gut, leidet gewissenhaft, reflektiert sich zu Tode. Überschreitet sie die Grenze zum Bösen, dann nur aus Prinzip und ausschließlich gegenüber Männern – gewissermaßen als ethisch legitimierte Form der Vergeltung. Dass diese Texte gleichzeitig langweilig, schlecht geschrieben und von einer penetranten Innerlichkeit durchzogen sind, ist kein Zufall, sondern Konsequenz einer Literatur, die sich nicht mehr traut, unbequem zu sein. Das Ergebnis ist eine Literatur der Schonung: sprachlich gefällig, psychologisch ausbuchstabiert, aber ohne Risiko.

Bei Caroline Wahl klingt das dann so: »Es gibt in vielen Arbeitsbereichen, also nicht nur in Verlagen, doofe Chefs. Vor allem männliche.« Dagegen lässt sich schwer Einspruch erheben. Die letzten paar tausend Jahre waren nun einmal Männersache, und Machtmenschen fallen selten durch besondere Liebenswürdigkeit auf. Merkwürdig ist etwas anderes: dass man sich auch nach jahrzehntelanger feministischer Bewusstseinsarbeit noch immer gern in der Rolle des gedemütigten Opfers einrichtet. Ist das Patriarchat besonders listig? Sind Männer am Ende doch vernünftiger? Oder traut man Frauen nach wie vor nicht zu, für sich selbst einzustehen? Vielleicht speist sich der Zorn mancher Feministin weniger aus tatsächlichen Rückschritten als aus dem unguuten Gefühl, dass das Erreichte auch Verantwortung mit sich bringt.

Diese Form der literarischen Selbstvalidierung findet ihr internationales Aushängeschild bei Sally Rooney. Kaum zufällig gilt sie als Bestseller gewordene Chiffre einer urbanen, gut eingerichteten Linken, zu deren ästhetischen Vorlieben eben auch die pflichtschuldige Israelkritik gehört. Folgerichtig untersagte die BDS-affine Autorin die Übersetzung ihrer Bücher ins Hebräische, während sie im klerikal-faschistischen Iran, in Russland und in China weiterhin erscheinen sollen – Moral, so zeigt sich, ist selektiv einsetzbar. An Pathos und Weinerlichkeit steht diese Geste ihren Romanen in nichts nach, in denen sich Bilder stapeln, die weniger von Weltkenntnis als von innerer Erregung zeugen: »Sein Körper war warm und weiß wie Mehlteig.« Man liest das und fragt sich, wer hier eigentlich wen trösten soll. Im Kern geht es bei Rooney fast ausschließlich um Liebeskitsch: scheue Blicke, »puckernde Herzen« und Frauen, die ihre Existenz erst dann spüren, wenn der richtige Mann mit ihnen schläft. Das soll also das Liebesleben der Millennials sein – vorgetragen von einer Autorin, die sich selbst Marxistin nennt. Das Feuilleton applaudiert brav und attestiert ihr einen großen soziologischen Scharfsinn, weil gelegentlich ein reiches Mädchen einen armen Jungen liebt – oder umgekehrt. Als hätte man das nicht schon in unzähligen englischen Historien- und Kostümdramen gesehen. All die Klassenfolklore kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Rooneys Bücher letztlich kaum mehr leisten, als das selbstverliebte Instagram-Leben einer saturierten Generation literarisch zu bebildern.

So erklärt sich auch die eigentümliche Beruhigung, die diese Texte verströmen. Erzählt wird vom guten Menschen, der leidet, ohne schuldig zu sein. In vielen dieser derzeit viel gelesenen autofiktionalen Texten ersetzt Haltung den Konflikt, Gesinnung die innere Zerrissenheit, Befindlichkeit die Form. Das Ich ist korrekt, die Welt ungerecht, und am Ende landet alles wieder dort, wo es begonnen hat: im affirmativen Einverständnis mit sich selbst. Die literarische Zumutung wird vorsorglich abgefedert durch das Versprechen, dass niemand verletzt, niemand verunsichert, niemand wirklich herausgefordert wird. Daran schließt sich zwanglos das Erfolgsrezept dieser Texte an: Haltung ohne Konsequenz, Kritik ohne Erkenntnisgewinn, garniert mit einer Larmoyanz, die niemand ernsthaft beeindruckt, aber viele zuverlässig nervt. Kapitalismus ist schlimm, Männer schuld, Eltern beschädigt, und das Ich eine Dauerbaustelle mit Anspruch auf Fördertöpfe. Für literarisch und lebenspraktisch unerfahrene Jugendliche mag das funktionieren. Peinlich wird es dort, wo selbst mittelprächtige Highschool-Filme das Außenseitertum interessanter verhandeln als Rooney. Caroline Wahl wiederum reduziert das weibliche Jugend-Dasein auf eine Handlungsanweisung: den alten weißen Mann

aus dem Chefsessel zu verdrängen – darin erschöpft sich ihr ganzes Programm. Was bleibt, ist eine gewisse Ödnis – nicht nur ästhetisch, sondern auch gedanklich. Literatur, die niemanden wirklich beunruhigt, stellt letztlich auch nichts mehr infrage.

Vielleicht liegt genau hier das Unbehagen: Dass Frauen heute alles sein dürfen – solange sie berechenbar bleiben. Bleibt die Frage, wohin sie alle verschwunden sind – die unbequemen, widersprüchlichen, mitunter auch unsympathischen Frauen, die weder gefallen noch erziehen wollen? Schon in der zweiten Frauenbewegung, gegen deren in den Zeitschriften *Emma* und *Courage* verkörperten Mainstream sich die 1976 in West-Berlin herausgegebene feministische Literaturzeitschrift *Die Schwarze Botin* wandte, waren Fähigkeiten wie die zur Abstraktion oder ironischen Selbstdistanz wenig gefragt. Benannt wurden vor allem potenzielle Gefahren, vor denen sich Frauen beim Sprechen und Schreiben zu hüten hätten, wenn sie nicht wie die Männer werden wollten; vom eigenständigen Denken war nur selten die Rede. Die Frauensolidarität beschrieb vor allem jene Sphäre, in der Frauen ihre angebliche Natürlichkeit, Innerlichkeit und Subjektivität ausleben sollten.

Unter der Überschrift »Schleim oder Nichtschleim, das ist hier die Frage« verkündete Gabriele Goettle in einem der rar gesäten programmatischen Texte der Zeitschrift, dass die Beziehung der Schwarzen Botin zur Frauenbewegung dort beginne, wo »der klebrige Schleim weiblicher Zusammengehörigkeit sein Ende. Nehme.«

Diese – im Adorno'schen Sinn negativ-kritische – Haltung der *Schwarzen Botin* ist heute nahezu verschwunden. An ihre Stelle ist eine Vorstellung getreten, die Weiblichkeit moralisch absichert und ästhetisch entschärft. Die »böse Frau«, einst eine literarische Figur von beträchtlicher Ausdauer, ist aus dem Repertoire weitgehend getilgt worden. Dabei war sie gerade deshalb interessant, weil sie irritierte, widersprach – und damit zum eigenständigen Denken zwang. Solche Figuren finden sich vor allem bei Autorinnen, die nie daran interessiert waren, für irgendwen zu sprechen. Patricia Highsmiths Protagonistinnen etwa sind, anders als ihre männlichen Gegenstücke, selten Figuren der Bewegung. Ihre scheinbare Unabhängigkeit erweist sich als Form der Gefangenheit: gefangen in ökonomischen Abhängigkeiten, in sozialen Rollen, in einer Ungleichheit, die nicht spektakulär, sondern alltäglich wirksam ist. Während die Männer in Highsmiths Texten handeln, reisen, fliehen oder scheitern dürfen, verharren die Frauen in einer Gegenwart, aus der es keinen erzählerischen Ausweg gibt. Bei Thomas Hardy lässt sich früh nachlesen, dass geglückte Literatur weniger an individueller Verfehlung interessiert ist als an der Sichtbarmachung gesellschaftlicher Zumutungen. Tess of the d'Urbervilles (1891) zeigt keine Frau, die zufällig scheitert, sondern eine, die an Verhältnissen zerbricht, die ihr von vornherein keinen Spielraum lassen. In dieser Beobachtung liegt die Nähe zu Patricia Highsmith, die sich ebenfalls nicht für die schillernde Ausnahme interessiert, sondern für die Verhältnisse, die Abweichung hervorbringen – und sie dann mit routinierter Härte sanktionieren.

Als Highsmith 1979 in einem Gespräch mit der französischen Zeitschrift L'Express mit dem Vorwurf konfrontiert wurde, ihr Werk zeuge angesichts der überwiegend männlichen Hauptfiguren von einer Geringschätzung der Frau, reagierte sie eher trocken. Ihre Heldinnen seien von Männern abhängig, weil sie entweder als Hausfrauen existierten oder ohne materielle Unterstützung und affektive Bindung keine Möglichkeit hätten, ihrem Leben zu entkommen. Bewunderung, so ließe sich daraus lesen, ist für Highsmith keine moralische Kategorie, sondern eine Frage der Handlungsmacht. Männer erscheinen ihr freier, selbstständiger, stärker in die Welt eingelassen. Dass sie daraus keinen Wunsch nach geschlechtlicher Transformation ableitete, gehört zu den stilleren Provokationen ihres Denkens. Auf die Frage, ob sie gern ein Mann wäre, antwortete Highsmith lapidar, sie brauche kein Mann zu sein, um zu schreiben und sich selbst zu genügen. Autorschaft erscheint hier nicht als Identitätsproblem, sondern als Praxis – und vielleicht liegt gerade darin der Grund, weshalb ihre weiblichen Figuren so wenig tröstlich, so wenig vorbildhaft, so wenig bewunderungswürdig geraten sind. Die von Joan Schenkar herausgegebene Biografie *The Talented Miss Highsmith* (2009) beginnt unvermittelt mit dem Satz: »Sie war nicht nett.« Allein, ist Nettigkeit überhaupt eine Kategorie,

die literarisches Gewicht besitzt? Stilistisch und erzählerisch jedoch bewegt sich Highsmith auf einem Niveau, das die meisten zeitgenössischen Autorinnen niemals erreichen.

Auch Elfriede Jelineks Figuren sind selten nett. Sie sprechen in einer Sprache, die sie selbst verschlingt; sind zugleich Opfer und Täterinnen, und jede klare Zuschreibung erweist sich als intellektuelle Zumutung für die Leser. Als Jelinek 1990 in einem Interview für die ZEIT gefragt wurde, ob sie angesichts ihrer drastischen Schilderungen weiblicher Sexualität nicht doch lieber einen Phallus besäße, legt bereits die Frage jene Verkürzung offen, der sich ihre Antwort entzieht: *»Nein, also einen Schwanz möchte ich noch weniger haben. Am liebsten hätte ich gar nichts. Engel haben ja auch keine Genitalien.«* Wie bei Highsmith stellt auch hier die Verweigerung, ein Mann zu sein, keine identitätspolitische Haltung

dar, die sich für oder gegen ein Geschlecht positioniert. Sie richtet sich vielmehr gegen die Zumutung, Subjektivität überhaupt an Geschlecht zu koppeln. In *Die Klavierspielerin* (1983) versammelt Jelinek gleichsam fast alle Einsichten der Psychoanalyse. Das gestörte Mutter-Tochter-Verhältnis wird zur radikalen Absage an die Vorstellung der Frau als moralisch hehrem Geschlecht. Gleichzeitig gilt, dass bei Jelinek auch Männer, ja überhaupt niemand, sympathisch erscheint. Die akademische Mittelklasse, das Operetten-Bürgertum, die abgestumpften Kleinkriminellen: niemand entkommt ihrer präzisen, unbarmherzigen Analyse, nichts wird entschuldigt. Und doch lässt sich das alles ertragen, weil Jelinek gleichzeitig wahnsinnig gut schreiben kann. Und zwischen all der Radikalität und Unerbittlichkeit blitzt immer wieder ein scharfer, feiner Humor auf, der die Figuren, die Situationen und nicht zuletzt die Leser auf den Arm nimmt.

Leïla Slimani schließlich hat mit kühler Konsequenz gezeigt, wie wenig mütterliche Liebe, sexuelle Autonomie oder soziale Aufstiegs-erzählungen taugen, wenn man sie von ihrem Abgrund trennt. Gerade darin liegt ihr literarischer Ernst. In einem Interview mit der NZZ (2021) forderte sie, Frauen müssten *»(...) ihren inneren Engel töten, dieses kleine Mädchen, das lieb und nett ist und immer zuerst an die anderen denkt«*. Der Engel fungiert bei Slimani als pädagogische Metapher. Er steht für Anpassung, Sanftmut, weibliche Sozialisation – und soll beseitigt werden, damit das Subjekt handlungsfähig wird. Töten heißt hier, sich durchzusetzen, Raum einzunehmen, Macht zu beanspruchen. Jelineks körperloser Engel hingegen symbolisiert eine Absage an das gesamte Spiel. Er taugt nicht als Erziehungsfigur, sondern formuliert eine Negativutopie: ein Wesen jenseits der Zumutung, über Körper, Geschlecht und Sexualität identifizierbar zu sein. Der Gegensatz ist unübersehbar. Slimani operiert innerhalb der Ordnung, die sie kritisiert. Jelineks Wunsch nach dem »gar nichts« hingegen ist keine feministische Kampfansage, sondern Enttäuschung über die Bedingungen, unter denen überhaupt gekämpft werden soll.

Vergleicht man Jelinek, Highsmith und Slimani mit zeitgeistkompatiblen Autorinnen wie Rooney oder Wahl, wird schnell klar, wer eher in Erinnerung bleibt. Erstere sind unbequem, radikal, sprachlich begabt; letztere artig und politisch korrekt. Man könnte den Verlust, von dem hier die Rede ist, auch anders fassen: als systematische Austreibung. Denn mit der gegenwärtigen Vorliebe für leidensfähige und politisch korrekt positionierte Heldinnen ist nicht nur eine ästhetische Verarmung einhergegangen, sondern auch eine begriffliche Säuberung. Immerhin war die »böse Frau« lange eine Figur von beachtlicher Ausdauer. Sie überdauerte Epochen, ästhetische Programme und politische Korrekturen, weil sie zu etwas fähig war, das der »guten Frau« meist versagt bleibt: Sie stört, verweigert Identifikation, unterläuft pädagogische Lesarten und entzieht sich dem Zugriff jener Bessermensch-Moral, die der heutige Literaturbetrieb mehr denn je in Dienst nehmen möchte.

Sara Rukaj hat Literatur, Philosophie und Psychologie studiert und schreibt als freie Autorin unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Zeitung, Freitag, Jungle World, Neue Züricher Zeitung, Welt und Zeit.

Kampf um die letzte Stunde

Kathrin Birner und Stefan Dietl widmen sich in ihrem neuen Buch dem Kampf um Arbeitszeitverkürzung. *Paul Schuberth* hat es gelesen.

»Wir müssen bereit sein, wieder mehr und härter zu arbeiten.«
(Roland Busch, Vorstandschef von Siemens)

»Allein durch Genialität wird man es nicht schaffen,
man muss auch schwitzen.«
(Stefan Hartung, Vorsitzender der Geschäftsführung von Bosch)

»Wir müssen klarmachen, dass wir wieder mehr, härter und anders
arbeiten müssen.« (Christian Sewing, Chef der Deutschen Bank)

»Haben die Deutschen ihre berühmte Arbeitsmoral vergessen?«
(Chris Bryant, Kolumnist bei Bloomberg)

»Überhaupt nicht okay war, dass von Verdi gefordert wurde, die
Arbeitszeit von 38 auf 35 Stunden zu reduzieren. Die Lösung für
Deutschland ist doch nicht, weniger zu arbeiten – sondern mehr! Uns
als Gesellschaft geht es jedenfalls nicht besser, wenn ein paar
Funktionäre solche wahnsinnigen Ideen in die Welt setzen.«
(Uli Hoeneß)

»Wir müssen in diesem Land wieder mehr arbeiten.«
(Friedrich Merz)

»Wenn wir unseren Wohlstand erhalten wollen, müssen wir
mehr arbeiten statt weniger.«
(Karoline Edtstadler).

Die Zeichen der Zeit scheinen klar. Das Kapital und seine Verwalter befinden sich in einem heroischen Abwehrkampf gegen vorsichtige Vorschläge zur Arbeitszeitverkürzung, gegen klar prä-revolutionäre Ideen wie die, das Leben um ein kleines Quäntchen weniger schlecht, überfordernd und entfremdet zu machen, gegen das leise Flehen und Bitten vieler, doch nicht die Angriffe gegen chronisch kranke, behinderte oder psychisch stark belastete Menschen zu verschärfen, sie noch vehementer zur Arbeit zu zwingen, ihre Versorgung zu beschneiden und ideologisch gegen sie aufzurüsten. Wer zweifelt, nach dem Abriss des Bürgergelds, Einsparungen und Verschärfungen hier und dort – übrigens auch in Österreich –, bei Meldungen, wonach eine überwältigende Mehrheit der Bevölkerung den Sozialstaat für nicht mehr finanzierbar hält, noch daran, dass diese Verteidigungsoffensive gelingen wird? Und wir bald statt der 35-Stunden-Woche eine 53-Stunden-Woche bewältigen werden müssen? Wollen uns Kathrin Birner und Stefan Dietl mit ihrem neuen Buch »Mehr Zeit zum Leben, Lieben, Lachen. Über den Kampf um freie Zeit« (UNRAST Verlag) also nur veräppeln – oder gar mit dem Beharren auf utopistischen Szenarien die Energien einsacken, die es zur Verteidigung des bestehenden Schlechten gegen noch Schlechteres bräuchte? Kein Vorwurf

könnte unberechtigter sein, so wie es auch kein richtigeres Buch zur falschesten Zeit geben könnte. Utopisch wäre es zu glauben, dass es so, wie es ist, weitergehen wird. Realistisch ist die Annahme, dass man sich aktuell unbedingt Utopien leisten sollte. Ohne zumindest die Hoffnung auf Hoffnung ist auch die schönste Kritik nur schön. Der Clou des Buches ist, dass dessen Autor:innen darin das emanzipatorische Potential historischer wie aktueller Arbeitszeitkämpfe freilegen. Wird etwa in herkömmlichen Medien über die 4-Tage-Woche nur unter dem Aspekt der möglichen Produktivitätssteigerung durch bessere Gesundheit und höhere Zufriedenheit debattiert, zeigen Birner/Dietl, wie weit verbreitet die Ideen einer Arbeitszeitverkürzung zum »bloßen« Selbstzweck in der Bevölkerung sind, entgegen all des ideologischen Dauerbombardements. Natürlich widerlegt das nicht den bekannten Befund, wie tief das Arbeitsethos in die Persönlichkeitsstruktur der Lohnabhängigen eingewandert ist, zu wie viel Grausamkeit sich selbst und anderen gegenüber der internalisierte Arbeitsfetisch motiviert, und dass sich daraus der Hass auf als schwach Empfundene speist. Nun muss es aber schon rein statistisch so sein, dass viele derer, die andere, schwächere Menschen sich zu Tode rackern sehen wollen, selbst zu jenen gehören, die auch nicht bei gutem Willen den Sinn ihrer eigenen Lohnarbeit erkennen, und stattdessen unbedingt mehr selbstbestimmte Zeit zur Verfügung haben wollen. Folgt man Birner/Dietl, könnte dieser Wunsch ein unterschätztes Einfallstor für emanzipatorische Vorstellungen und Ideen sein; und die Klage über zu viel Lohnarbeit schon die Vorbereitung einer Kritik der Lohnarbeit überhaupt. Das klingt zugegeben weit hergeholt, aber wer macht sich heute schon noch die Mühe, etwas von weit her zu holen? Birner und Dietl beschreiben, dokumentieren, argumentieren und streiten so sauber wie überraschend; und ihre wohltdosierte Skepsis, ihre Zweifel, ihr Sinn für die Bedeutung der Rückschläge in Fragen des Arbeitszeitkampfes sind bei allem Mut- und Weitermachen spürbar. Und sie wissen auch: Man darf den Lohnabhängigen keine Vorschusslorbeeren in den Weg der Entwicklung legen.

»Mehr Zeit zum Lieben, Leben, Lachen« ist ein doppeltes Trojanisches Pferd. Wer sich von den gewerkschaftlich engagierten Autor:innen einen puren Fokus auf die konkreten Kämpfe und Strategien, auf Fortschritte und Niederlagen, erhofft, wird von hoher theoretischer Dichte und nicht zu wenig Grundsatzkritik herausgefordert; wer vom u. a. an Wolfgang Pohrt und Hermann L. Gremliza geschulten Mitautor Stefan Dietl »nur« eine bittere antikapitalistische Polemik erwartet, wird durch präzise Einblicke, wie sich die gewerkschaftlichen Auseinandersetzungen, Forderungen und daraus resultierenden Widersprüche der vergangenen Jahrzehnte konkret gestalteten, und welche Rolle dabei die Frage der Arbeitszeit spielte, überrascht. Natürlich sind beide Stränge des Buches nicht voneinander zu trennen. Die Frage, ob Gewerkschaften grundsätzlich nicht anders können, als mehr dem Standort denn den wahren Interessen zumindest ihrer Mitglieder verpflichtet zu sein, zieht sich implizit durch das ganze Buch.

Das Buch beginnt mit einer ausführlichen Geschichte des Kampfes um mehr Freizeit. Diese Geschichte wiederum beginnt mit der Entstehung des Konzeptes der Arbeitszeit überhaupt, das in dieser Form vor der kapitalistischen Industrialisierung unbekannt war, so wie mit der zunächst sukzessiven Ausdehnung des Arbeitstages: Wurden im Jahr 1800 im Schnitt zehn bis zwölf Stunden am Tag gearbeitet, betrug die Arbeitszeit 1860 zwischen 14 und 16 Stunden, die Wochenarbeitszeit damit mehr als 85 Stunden. Früh schon stand die Frage der Arbeitszeit im Fokus der sich entwickelnden gewerkschaftlichen Bewegungen, spätestens mit der deutschen Reichsgründung 1871 gelangte sie in den Mittelpunkt gewerkschaftlicher Auseinandersetzungen. Opposition erfuhren die Gewerkschaften in dieser Frage nicht nur von Seiten der Industriellen, sondern auch von Reichskanzler Otto von Bismarck. Seiner Überzeugung widerspreche es, »in die Unabhängigkeit des Arbeiters, in sein Erwerbsleben und in seine Rechte als Familienhaupt so tief einzugreifen wie durch ein gesetzliches Verbot, seine und der Seinigen Arbeitskräfte nach eigenem Ermessen zu verwerten.« (Ein impliziter Hinweis auf Kinderarbeit: 1908 wurde die Arbeitszeit für Kinder auf elf Stunden täglich herabgesetzt. Erst 1960 übrigens wurde in der BRD die Arbeit von Kindern in der Landwirtschaft verboten.) Bald aber standen erste Erfolge zu Buche. 1873 gelang es den Buchdrucker*innen, den ersten nationalen Tarifvertrag zu erkämpfen. Er beinhaltete die erste reichsweite Regelung zum Zehn-Stunden-Tag. »Eine Stunde für uns! Eine Stunde für unsere Familie! Eine Stunde fürs Leben!« – übersetzbar als Forderung nach dem 8-Stunden-Tag –, war das Motto des Streiks in der sächsischen Textilindustriestadt

Crimmitschau 1903/1904, einem der längsten Streiks der deutschen Geschichte. Frauen, deren Organisationsgrad dort höher als jener der Männer war, standen dabei an vorderster Front. Durch landesweite Solidarität unterstützt, konnte der Streik erst mithilfe der Kirche und der Regierung gebrochen werden. Dennoch legte er die Grundlage für die gesetzliche Regelung des 10-Stunden-Tages.

International war man teilweise früher viel weiter: 1840 erstreikten die Tischler*innen im neuseeländischen Wellington den 8-Stunden-Tag, 1856 die Bauarbeiter*innen und Steinmetze in Melbourne. In Deutschland wurde die 40-Stunden-Woche erst ab Ende der 1970er-Jahre zur Norm. Doch bereits 1984 gingen einige Gewerkschaften wieder in die Offensive und forderten in einer großen sozialen Machtprobe die 35-Stunden-Woche, allen voran die IG Druck und Papier. Im Rahmen der ausgedehnten Streiks der Drucker*innen konnte tageweise die Herstellungen von Tageszeitungen verhindert werden; eine Notausgabe der FAZ wurde am 24. Juni per Hubschrauber aus einer von Streikenden belagerten Druckerei ausgeflogen. Im Kontext der Arbeitszeitfragen steht natürlich auch das Recht auf Urlaub. Kurios mutet heute folgende Stellungnahme der Chemnitzer Handelskammer Ende des 19. Jahrhunderts an: »Es geht viel zu weit, einen Erholungsurlaub für Leute einzuführen, die nur körperlich tätig sind und unter die Gesundheit nicht schädigenden Verhältnissen arbeiten. Für Beamte, die geistig tätig sind und häufig Überstunden arbeiten müssen, die auch keine körperliche Ausarbeitung bei ihrer Tätig haben, erscheint die Erteilung von Erholungsurlaub gerechtfertigt. Für Arbeiter dagegen ist ein solcher Urlaub in der Regel nicht erforderlich. Die Beschäftigung dieser Personen ist eine gesunde. Eine geistige Anstrengung kommt nicht vor.«

Ein längerer, sehr gelungener Abschnitt widmet sich der Arbeitszeitverkürzung als feministischem Projekt, getreu dem Motto: »Ohne Feminismus ist es keine Arbeitszeitdebatte.« Darin wird u. a. die Vier-in-einem-Perspektive der Soziologin Frigga Haug präsentiert. Ein weiteres Highlight ist ein Interview mit dem Gewerkschafter Lothar Galow-Bergemann. Es handelt von der Bedeutung der Digitalisierung des Kapitalismus. Warum gerade die Freude, dass die Maschinen uns die Arbeit abnehmen, innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise mitnichten eine ist, warum Produktivitätsfortschritt Arbeitszeitverlängerung heißen kann; diese und weitere Widersprüche benennt Galow-Bergemann: lehr- und ernüchterungsreich. Einen schwungvollen Abschluss des Buches bildet das Interview mit der 4-Stunden-Liga, einer in Kassel gegründeten Initiative, die sich für eine radikale Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohn- und Personalausgleich einsetzt. »Dabei geht es um einen Umbau der Gesellschaft, welcher auf die Reorganisation von gesellschaftlich notwendiger Arbeit sowie die Frage nach Zeitautonomie zielt.«

Wer etwa Dietls Tourplan mit seinen anderen Büchern kennt, muss auch nun davon ausgehen, dass Birner/Dietl nonstop schlecht vergütet unterwegs sein werden, um »Mehr Zeit zum Leben, Lieben, Lachen« zu präsentieren. Inkohärenz! Die sollen sich schonen! Aber nein, ein Irrtum. Es kann im Kapitalismus keine sinnvollere und weniger entfremdete Tätigkeit geben, als in gemütlicher Runde über die Notwendigkeit der schrittweisen Reduktion der Lohnarbeit bis zu ihrem völligen Verschwinden aufzuklären.



Kathrin Birner, Stefan Dietl: *Mehr Zeit zum Leben, Lieben, Lachen. Über den Kampf um freie Zeit*
Unrast Verlag 2025
124 Seiten

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ). Er hat 2025 zusammen mit Frédéric Valin den Band »Die verdrängte Pandemie. Linke Stimmen gegen den Pandemierevisionismus« herausgegeben.

sans phrase

Zeitschrift für Ideologiekritik, Heft 26, Dez. 2025
22 Euro | Im Abo 17 Euro

Aus dem Inhalt Aussicht auf ein baldiges Ende der khomeinistischen Despotie? – Im Bann von Donald Trump – Jonathan S. Tobin über Trumps Friedensplan – Von Klette bis Rodriguez: Über die RAF und die amerikanischen Erben des bewaffneten Kampfs – Vladimir Jankélévitch über die Psycho-analyse des Antisemitismus – Revolutionstheorie und Feindaufklärung bei Otto Fenichel – Hussein Aboubakr Mansour über die Krise der arabischen Welt – Stenografien zum revolutionären Subjekt – Der Briefwechsel zwischen Alfred Sohn-Rethel und Max Horkheimer – Über die merkwürdige Diskrepanz zwischen Sohn-Rethels Begeisterung für den Maoismus und der Radikalität seiner Ideologiekritik – Was Adorno an den Sprachmanieren von Marx suspekt war – Der bevormundenden Pseudopädagogik, die Sylvia Plaths *Die Glasglocke* des Rassismus und Sexismus zeiht, muss entgegen, was dieses Werk an Einsichten in die Subjektkonstitution enthält uvm.

Bestellinformationen und Kontakt unter:
www.sansphrase.org

B
E
Z
A
H
L
T
E
A
N
Z
E
I
G
E

Wie das Gewitter in der Wolke

Auszug aus der Einleitung zum Band »Projektiver Antizionismus: Antisemitismus gegen Israel vor und nach dem 7. Oktober« von *Stephan Grigat* und *Karin Stögner*.

Gibt man heute eine Sammlung gegenwartsbezogener Analysen zu Antisemitismus und Israelhass heraus, fallen diese schneller denn je hinter die sich in rasendem Tempo radikalisierende Realität zurück. Das zeigt sich etwa an dem galoppierenden Irrsinn in Teilen der Linken, die sich anschicken, sich als offen antisemitische Bewegung erkennen zu geben: Als die *Jüdische Allgemeine* am 24. Juli 2025 darüber berichtete, dass in Valencia eine Gruppe jüdischer Jugendlicher aus einem Flugzeug geworfen wurden, postete die *Linksjugend Frankfurt*, dass der Rauswurf leider nicht stattfand, während das Flugzeug in der Luft war. Wo wie hier offen zum Mord an Juden und Jüdinnen aufgerufen wird, bedarf es keiner elaborierten Analysen von projektivem Antizionismus und sekundärem Antisemitismus oder von Antisemitismus als ‚kulturellem Code‘. Die Realität droht, jede Analyse und jede auch noch so zugespitzte Kritik in den Schatten zu stellen.

Umso wichtiger ist es, die gesellschaftlichen, politischen und historischen Bedingungen der Möglichkeit von Antisemitismus und Israelhass in den Fokus zu rücken. Denn die nach dem 7. Oktober 2023 immer offener auftretenden Formen von klassischem Antisemitismus und von zunehmend gewalttätig agierendem Israelhass stehen in einer langen Tradition – ebenso wie die Kritik an ihnen: Jean Améry versuchte schon 1969 der deutschen Linken klarzumachen, dass der Antisemitismus im Antizionismus enthalten ist wie das Gewitter in der Wolke. Max Horkheimer kritisierte im selben Jahr sowohl den rechtsradikalen als auch den realsozialistischen Antizionismus: »In der *Nationalzeitung* wird das Wort ‚Juden‘, wie in den Zeitungen des Ostblocks, durch ‚Zionisten‘ [...] ersetzt.« Michael Landmann nahm 1971 *Das Israelpseudos der Pseudolinken* ins Visier, Simone de Beauvoir erklärte bereits im ‚roten Jahrzehnt‘ der 1970er Jahre, gewisse Äußerungsformen des linken Antizionismus seien »eine euphemistische Art, einen Antisemitismus zu übersetzen, den man nicht zugeben will«; und seit den 1990er Jahren ist insbesondere im deutschsprachigen Raum umfangreiche Literatur zur Kritik eines antisemitischen Antizionismus, zu linken Zionismus-Debatten und zur Kritik von jenen islamischen Traditionen des Antisemitismus erschienen, die erstmals nach 9/11 breiter diskutiert wurden und spätestens seit 10/7 im Fokus globaler Antisemitismuskussionen stehen – insbesondere im Zusammenhang mit einem projektiven Antizionismus.

Der Zionismus ist in nahezu all seinen Ausprägungen eine Reaktion auf den Antisemitismus – sowohl auf den europäischen als auch, was in der deutschsprachigen Debatte zu selten in den Blick gerät, den arabischen und islamischen. Mit diesem war die zionistische Bewegung schon in den Dekaden vor der israelischen Staatsgründung konfrontiert; schon deshalb kann er kein Resultat dieser Gründung sein. Ob linker oder rechter, ob säkular oder nationalreligiös begründeter Zionismus – der Grundgedanke bleibt unabhängig von den je postulierten und stark divergierenden Identitätskonzepten, die eine gewichtige Rolle in den unterschiedlichen Ausprägungen sowohl des historischen als auch des gegenwärtigen Zionismus spielen, stets die Organisierung eines bewaffneten Kollektivs zur Selbstverteidigung gegenüber dem Antisemitismus. Darin unterscheidet sich der jüdische Staat von allen anderen auf dieser Welt. Die Etablierung und Verteidigung jüdischer Souveränität ist die Antwort auf eine sich durch die Jahrhunderte ziehende Verfolgungsgeschichte und insbesondere auf die nationalsozialistische Judenvernichtung.

Das politische Programm des postnazistischen Antizionismus besteht darin, Juden und Jüdinnen, mit welcher Begründung auch immer, das

Recht auf einen eigenen Nationalstaat selbst noch nach der Shoah abzusprechen und aktiv auf die Zerstörung Israels hinzuarbeiten. Seine politischen und militärischen Hauptakteure waren über Jahrzehnte hinweg der arabische Nationalismus und der poststalinistische Realsozialismus, und seit Ende der 1970er Jahre insbesondere die diversen Ausprägungen des sunnitischen und schiitischen politischen Islam – immer wieder in Kooperation mit oder unterstützt von diversen Formationen der westlichen Politik und Gesellschaften.

Der für unseren Band titelgebende Begriff des projektiven Antizionismus versucht, die Debatten ebenso einzuhegen wie abzugrenzen und meint einen sich gegen Israel richtenden Antisemitismus, der treffend als geopolitische Reproduktion des klassischen Antisemitismus beschrieben wurde. Im »conspiracist antizionism«, von dem etwa Isabella Tabarovsky spricht, wird offen auf antisemitische Verschwörungsmythen zurückgegriffen. Der Begriff des projektiven Antizionismus knüpft an Léon Poliakovs Formulierung an, wonach Israel als »Jude unter den Staaten« fungiert – womit schlaglichtartig die pathische Projektion der antisemitischen Traditionen des Antizionismus auf den Punkt gebracht wird.

In dieser ideologischen Gemengelage dient der jüdische Staat als Projektionsfläche zum einen für die nicht begriffene Widersprüchlichkeit im Nationskonzept – dass der Staat als Manifestation des Kapitalverhältnisses gegenüber seinen Bürgerinnen und Bürgern das Gewaltmonopol verkörpert und gerade in dieser Monopolstellung deren Rechte zumindest pro forma garantiert – und zum anderen für den Umstand, dass der Staat und seine Institutionen nicht deckungsgleich mit seinen Bürgern und Bürgerinnen sind. Diese Nichtidentität von Staat und Volk ist der wunde Punkt, auf den der Antisemitismus in der Ablehnung alles Abstrakten reagiert, indem er die staatlichen Institutionen in der konkretistischen, gegen jede Vermittlung gerichteten Idee der Volksgemeinschaft einebnet, von der Juden und Jüdinnen exkludiert sind. Einerseits erscheint der Staat Israel im projektiven Antizionismus als der Inbegriff des Künstlichen, Abstrakten und Unauthentischen, als eine ‚Entität‘, die gar kein ‚richtiger‘ Staat sei; andererseits sieht man im jüdischen Staat das verkörpert, was man bei sich selbst überwunden oder verloren gegangen glaubt: ein völkisch-ethnisches Gemeinwesen, das durch sein verstocktes Festhalten an seiner Partikularität dem universellen Weltfrieden im Weg stünde. In beiden Fällen – der Vorstellung Israels als ‚künstlichem Gebilde‘ oder als ‚verstockte Partikularität‘ – werden ideologische Anleihen beim Nationalsozialismus genommen. Die Aufspaltung konkret vs. abstrakt, natürlich vs. künstlich wird so selbst beweglich und kann mal in dieser, mal in jener Form gegen Israel gewendet werden. Insofern ist der projektive Antizionismus nicht als politische Gegenbewegung zum Zionismus misszuverstehen, sondern beruht auf dem »Gerücht über den Zionismus«, wie Philipp Lenhard es zuletzt treffend formuliert hat. Dieses Gerücht hat mit dem Zionismus als nationale und antikoloniale Befreiungsbewegung der Juden und Jüdinnen nichts zu tun, sondern gibt die ideologische Legitimation für die Vernichtung Israels als der größten jüdischen Gemeinschaft weltweit ab.

Den mittlerweile ubiquitär auftretenden Israelhass als »antisemitische Integrationsideologie« (Samuel Salzborn) ins Visier zu nehmen, ist in einer sich an der klassischen Kritischen Theorie orientierenden Kritiktradition mittlerweile Konsens. Der projektive Charakter des antisemitischen Ressentiments dient ebenso als Empörungspotential wie als integrativer Schirm für unterschiedliche, auch gegensätzliche politische

Akteure, die Gegenstand der in unserem Band versammelten Analysen sind: linke und rechte, islamische und christliche, postkoloniale und anti-rassistische, anti- und neoimperialistische, feministische und djihadistische, queere und rechtsradikale Akteure können sich ebenso darauf verständigen wie Akteure im Kunst- und Kulturbereich, an Universitäten und im Politikbetrieb, in internationalen Organisationen wie der UNO und NGOs, auf Social Media ebenso wie zunehmend auch in den Mainstream-Medien.

Zäsur 10/7

Es verbindet die in dem Band *Projektiver Antizionismus* versammelten Arbeiten das Erschrecken darüber, dass die Gräuel des 7. Oktober, statt eine Welle anhaltender Solidarität mit Israel und seinen Bürgerinnen und Bürgern auszulösen, als Startschuss für eine globale Welle von Antisemitismus – insbesondere in Form eines projektiven, seit 10/7 immer gewalttätiger auftretenden Antizionismus – fungiert hat. Offensichtlich war die jahrzehntelange Diffamierung des Zionismus als das »kollektive Böse«, wie die israelische Politikerin und Autorin Einat Wilf es treffend genannt hat, eine der Grundlagen dafür, dass in antizionistischen Kreisen selbst noch vergewaltigten Frauen, ermordeten Babys und Greisen, Gefolterten und den nach Gaza verschleppten Geiseln Empathie verwehrt wurde, so sie nur als ‚Zionisten‘ ins Visier genommen werden konnten. Der 7. Oktober war sowohl für das Selbstverständnis des Zionismus als auch für die Mobilisierungskraft des antisemitischen Antizionismus eine Zäsur: »October 7 changed everything«, schreibt die US-amerikanische Holocaust-Forscherin Deborah Lipstadt, die zur Zeit von 10/7 Antisemitismusbeauftragte des US-Außenministeriums war. Marina Chernivsky und Friederike Lorenz-Sinai haben festgehalten, dass die Massaker des 7. Oktober eine »eliminatorisch-antisemitische Botschaft« global kommuniziert haben. Der mit Beteiligung von Teilen der palästinensischen ‚Zivilgesellschaft‘ ausgelebte antisemitische und misogyne Blutrausch evoziert für Jüdinnen und Juden weltweit ein zugleich neues und sehr altes Gefühl von Angst und Bedrohung. Die Direktorin der Gedenkstätte *Haus der Wannseekonferenz*, Deborah Hartmann, hat betont, dass der 7. Oktober für Jüdinnen und Juden »einen fundamentalen und einschneidenden Verlust an Sicherheit« bedeutet. Dieser Einschnitt macht es notwendig, das Schutzversprechen des Zionismus zu erneuern.



Stephan Grigat | Karin Stögner (Hg.):
Projektiver Antizionismus: Antisemitismus gegen Israel vor und nach dem 7. Oktober
Nomos, Baden-Baden 2025, Paperback und Open Access (unter <https://doi.org/10.5771/9783748965787>), 600 Seiten

Stephan Grigat ist Professor für Theorien und Kritik des Antisemitismus an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen und Leiter des Centrums für Antisemitismus- und Rassismusstudien (CARS) in Aachen und Köln.

Karin Stögner ist Professorin für Soziologie an der Universität Passau und Mitbegründerin des AK Antisemitismus in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Jungle World probelesen

Sie erhalten vier Ausgaben unserer Wochenzeitung.
Eine Kündigung ist nicht erforderlich.

Für 19 Euro im Inland
und 22 Euro im Ausland.

BEZAHLTE ANZEIGE

Pluriversum gegen Polykrise

Magdalena Taube und *Krystian Woznicki* skizzieren Themen wie Umweltkriegsführung & Rüstungsindustrie in der von ihnen Oktober 2025 organisierten Konferenz »Pluriverse of Peace«.

In »Der Begriff des Politischen« (1927) entwickelt Carl Schmitt eine Freund/Feind-Theorie als »spezifisch politische Unterscheidung, auf welche sich die politischen Handlungen und Motive [staatlicher Akteure und ihrer privatwirtschaftlichen Partner] zurückführen lassen«. Diese Unterscheidung ist heute wirkmächtiger denn je. Das Freund/Feind-Schema erhärtet im diskursiven Raum die Fronten militärischer Konflikte. Es fördert nicht nur den Bellizismus und bietet Legitimationen für Eskalation, sondern trägt auch direkt oder indirekt dazu bei, die Opfer von organisierter Gewalt gegeneinander auszuspielen. Dies wiederum ist einer der Schlüsselfaktoren, die eine Politik des Völkermords sowie eine Forcierung dessen, was wir in der Einleitung zur »Pluriverse of Peace«-Serie¹ als *Krieg gegen die Erde* bezeichnet haben, ermöglichen. Die Wirkmächtigkeit des Freund/Feind-Paradigmas erzeugt nicht zuletzt eine falsche Klarheit über die Verhältnisse des Imperialismus als »höchstes Stadium des Kapitalismus« (Wladimir Iljitsch Lenin, 1917). Entgegen den PR-Bildern der herrschenden Klasse begegnen sich die Akteur*innen nicht als ‚Freunde‘ (oder ‚Feinde‘), sondern als Konkurrent*innen, die versuchen, ihre Interessen (und die ihrer Klientel) durchzusetzen oder Business Deals abzuschließen.

I. Um dieser diskursiven Verzerrung auf den Grund zu gehen, muss zunächst der Zustand der materiellen Realität benannt werden. Militärische Auseinandersetzungen zwischen Staaten erreichten im Jahr 2025 ein Rekordniveau seit dem Zweiten Weltkrieg. Je nach Definition dessen, was unter einer militärischen Auseinandersetzung, beziehungsweise einer Beteiligung daran zu verstehen ist, kann von 30 bis 50 Staaten die Rede sein, die weltweit in 60 bis 370 bewaffnete Konflikte verwickelt sind. Mit 2,7 Billionen US-Dollar liegen die weltweiten Militärausgaben auf einem Allzeithoch. Die Rüstungsindustrie avanciert einmal mehr zu einem entscheidenden Wachstumsmotor. Die Auflistung der resultierenden Schäden für den Planeten und die Weltbevölkerung würden den Rahmen dieses Artikels sprengen. Was sind die Ursachen dieser verheerenden Tendenzen?

In seinem Essay »The Modern World-System as a Capitalist World-Economy« aus dem Jahr 1999 prägte Immanuel Wallerstein die Idee der »endlosen Akkumulation von Kapital«. 27 Jahre nach Erscheinen des Essays und mehr als 150 Jahre nachdem Friedrich Engels und Karl Marx die ersten Impulse zu dieser theoretischen Figur gaben, lässt sich mit Gewissheit sagen, dass die endlose Akkumulation von Kapital in Form von marktorientierter Massenproduktion, Finanzialisierung und Privatisierung die Ressourcen erschöpft und den Planeten weitreichend verschmutzt, ausgelaugt und zerstört hat. Dadurch sind die Ökosysteme anfälliger und instabiler geworden, was sich wiederum auf Märkte und Volkswirtschaften auswirkt. Der Wettbewerb um Ressourcen und die Kontrolle über Lieferketten führt zu territorialen Konflikten. Krieg ist zu einem immer häufiger eingesetzten Mittel zur Verteidigung ‚nationaler Interessen‘ geworden. Seit dem offiziellen Ende des Kalten Krieges vollzieht sich die ressourcen- und energieintensive Emergenz dessen, was Dario Azzellini und Boris Kanzleiter in »Das Unternehmen Krieg« (2003) als »permanenten Kriegszustand« beschreiben. Dieser hat seither immer größere Teile des Globus erfasst und ist, wie Raúl Sánchez Cedillo in »Dieser Krieg endet nicht in der Ukraine« (2023) konstatiert, 20 Jahre später zu einem »globalen Kriegsregime« angewachsen. Dieses globale Kriegsregime hinterlässt einen katastrophalen ökologischen Fußabdruck und verschlimmert den Zusammenbruch planetarer Ökosysteme noch weiter. In dieser Situation entstehen verschiedene Formen der Umweltkriegsführung, bei denen extreme Wetterereignisse, Umweltverschmutzung oder Terraforming als Waffen eingesetzt werden – sowohl in Phasen der Zerstörung als auch des Wiederaufbaus, wie Svitlana Matviyenko hervorhebt.

Wie kann dieser Teufelskreis aus ökologischer Krise, Wirtschaftskrise und Krieg durchbrochen werden? Diese Frage stand im Mittelpunkt der »Pluriverse of Peace«-Konferenz, weil sie viele, die an der Schnittstelle von Wissenschaft und Aktivismus arbeiten, sichtlich umtreibt. Dabei ist kaum jemand so naiv, zu erwarten, dass die Maßnahmen, die die Eliten des Privatsektors (und ihre politischen Verbündeten) ergreifen, zukunftsweisende Antworten liefern. Schließlich zielen sie in erster Linie darauf ab, trotz oder sogar von dieser Schiefelage zu profitieren. Diese Akteur*innen haben kein genuines Interesse daran, die Ursachen der Polykrise zu beheben. Es widerspräche ihren Interessen. Näher liegt es, Krieg und Krise als business opportunities wahrzunehmen.

Selbst wenn sie sich zu vermeintlichen ‚Lösungen‘ aufschwingen, beweisen sie sich stets im Rahmen dessen, was die Polykrise hervorgebracht hat, und verschärfen diese sogar. Das zeigt sich exemplarisch an Elon Musk. Dessen Geschäftsoperationen sollten nicht als Abweichung von der Norm gelesen werden (‚er ist besonders!‘, ‚er ist verrückt!‘), sondern pars pro toto: Es geht nicht um die Rettung der Welt, wie Musk es gerne proklamiert, sondern um die Rettung seiner eigenen Welt durch die Anhäufung von Macht und Kapital – auf Kosten der Umwelt



und des Klimas. Kritische Analysen der Weltrettungslösungen, wie des European Green Deal sowie des Nachfolgeprogramms ReArm Europe, verweisen auf denselben Widerspruch.

Aus systemkritischer Perspektive kann die Frage, ob globale Aufrüstung und Militarisierung ein zu begrüßender Wachstumsmotor und Problemlöser in den Zentren des Kapitals sind, nur mit einem klaren ‚Nein‘ beantwortet werden. Wird damit jedoch nicht der Wunsch nach Widerstandsfähigkeit von verwundbaren Gruppen, Unabhängigkeitsbewegungen und ‚unterentwickelten‘ Regionen übergangen? Auch sie sollten der Verlockung von Aufrüstung und Militarisierung widerstehen. Warum? In einer Welt, in der Waffengewalt immer auch im Rahmen des industrialisierten Profitstrebens zu denken ist; in einer Welt, in der Waffengewalt vom internationalen Recht als »Recht des Stärkeren« (Perry Anderson) gedeckt ist – in einer solchen Welt werden diejenigen, die sich aus der Ohnmacht befreien wollen, entweder die notwendigen Waffen zur Selbstverteidigung verwehrt bekommen. Oder es werden die Waffen eines Deals sein, der sie noch weiter in die Abhängigkeit von Strukturen bringt, aus denen sie sich eigentlich befreien wollen.

II. Um die finanziellen Ressourcen für Kriegsregime aufzubringen und Rückhalt in den Bevölkerungen zu sichern, werden die fragmentierten internationalen Beziehungen hinter dem Freund/Feind-Schema verschleiert. Das Schüren von Ressentiments und Angst mittels Feindbildern dient als Mittel, um unbequeme Maßnahmen durchzusetzen, wie etwa die Beschneidung ziviler Infrastrukturen des Lebens zugunsten militärischer Infrastrukturen. Austerität wird als alternativlos verkauft, um ‚dem Feind‘ des Westens (Russland, China, Iran etc.) die Stirn bieten zu können – letztlich aber, um den als neuen Wachstumsmotor gefeierten Rüstungszweig in Gang zu bringen und zu halten.

Austerität dient auch als Instrument der Repression. Die Wirtschaftswissenschaftlerin Clara Mattei, die sich auf die Geschichte des Kapitalismus spezialisiert hat, schreibt in »The Capital Order: How Economists Invented Austerity and Paved the Way to Fascism« (2022): »Sparmaßnahmen waren relativ gesehen dort ‚erfolgreich‘, wo sie bestimmte Gruppen – darunter Arbeitgeber und Außenhandelsinteressen – bereicherten, die auf Kosten der Arbeiter*innen Macht und Kapital anhäuften.« Laut Mattei liegt der wahre Wert der Sparpolitik in der Absicherung etablierter Privilegien und der Beseitigung aller Alternativen zum Kapitalismus. Weitergedacht ließe sich sagen, dass die Folgen der Sparpolitik, insbesondere im stark betroffenen sozialen Sektor, die Vulnerabilität ohnehin schon vulnerabler Bevölkerungsgruppen verstärken und den Waffengang als letzte Möglichkeit der Selbstermächtigung attraktiv erscheinen lassen, wie Enikő Vincze in der Diskussion nach ihrem »Pluriverse of Peace«-Vortrag erläuterte.

Repression durch Austerität führt nicht zuletzt zur Verdrängung existenzieller gesellschaftlicher Probleme sowie zur Trennung von Anliegen und sozialen Gruppen, die eigentlich zusammengehören. Um ein Beispiel zu geben: Da Militarismus und Krieg in der öffentlichen Wahrnehmung immer mehr an Bedeutung gewinnen und die politische, wirtschaftliche und öffentliche Agenda im Westen und darüber hinaus dominieren, geraten die Klimakrise (die nicht zuletzt eine Krise der sozialen Reproduktion ist) und die Bemühungen zu ihrer Bekämpfung in den Hintergrund. Dies ist Ausdruck psychopolitischer Unterdrückung innerhalb der Aufmerksamkeitsökonomie und der individuellen sowie kollektiven Wahrnehmung von Problemen. Zugleich ist dies auch ein Ausdruck der Unterdrückung von Initiativen und Bewegungen, die die Militarisierung stoppen und die sozialen Folgen der Klimakrise abfedern wollen. Dies sind Formen der Unterdrückung, die spalten, polarisieren und Menschen gegeneinander aufbringen, obwohl sie auf materieller Ebene eigentlich gemeinsame Interessen haben. Austeritätspolitik als Katalysator macht dies möglich, weil sie zweierlei forciert: die Krise der sozialen Reproduktion und die damit einhergehende Konjunktur von Ressentiments gegenüber potenziellen Mitstreiter*innen.

Wie Nancy Fraser und Rahel Jaeggi in »Capitalism: A Conversation in Critical Theory« (2018) in Erinnerung rufen, haben die verschiedenen kapitalis-

tischen Regime im Laufe ihrer Geschichte auf Spaltungen gesetzt, beispielsweise zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit oder zwischen ‚heimischen‘ und migrantisierten Arbeiter*innen. Und wenn Spaltungen heute integraler Bestandteil der Rüstungs- und Militarisierungspolitik sind, so darf es nicht überraschen, dass diese Politik nicht nur die rassistische Ausgrenzung durch Grenzregime verstärkt, sondern auch das Freund/Feind-Schema nach innen kehrt. In Russland werden linke Aktivist*innen als ‚ausländische Agenten‘ verfolgt, im Westen, wo die Faschisierung voranschreitet, werden sie als ‚Terroristen‘ kriminalisiert, wie etwa in den USA und in Ungarn, wo die Antifa als Terrororganisation eingestuft wurde, oder in der Ukraine und in Israel, wo Kriegsgegner*innen als ‚Volksfeinde‘ kriminalisiert werden.

III. Wer den Überlebenskampf, den das globale Kriegsregime allen aufzwingt, ablehnt und stattdessen das gute Leben für alle anstrebt, muss die Frage nach der Solidarität neu stellen. Wer Solidarität also nicht nur als Wohlfühlgeste, sondern als politische Praxis begreift, sollte mit der Hinterfragung des Freund/Feind-Schemas beginnen. Nur so lässt sich begreifen, dass der Kapitalismus als »semiotischer Operator« (Félix Guattari) mit dem Freund/Feind-Schema genau die Art von Subjektivität hervorbringt, die er insbesondere in der aktuellen Phase für sein Funktionieren benötigt, um beispielsweise die Aufrüstung, Militarisierung und Kriegsführung zu befeuern und zu legitimieren. Wir, die Vielen der sogenannten Zivilgesellschaft, müssen die vermeintliche Unausweichlichkeit dieser Subjektivität entschieden zurückweisen. Nichts Geringeres ist nötig, um Verbindungen zwischen Umwelt- und Anti-kriegsbewegungen herzustellen und Auswege aus dem Teufelskreis aus ökologischer Krise, Wirtschaftskrise und Krieg zu finden.

Im Oktober 2025 fand die von den beiden Autor*innen organisierte Konferenz »Pluriverse of Peace« in Berlin statt. Videos, Audios, Workshop-Ergebnisse und mehr finden Sie hier: <https://berlinergazette.de/de/projects/pluriverse-of-peace>

[1] <https://berlinergazette.de/de/pluriversum-des-friedens-globale-bewegung-gegen-krieg-und-klimakollaps/>

Magdalena Taube ist Ko-Herausgeberin von BG | berlinergazette.de und Professorin für Digitale Medien und Journalismus an der Hochschule Macromedia in Berlin.

Krystian Woznicki ist Ko-Herausgeber von BG | berlinergazette.de.

Kybernetisierung der Natur

Magnus Klaue erläutert den Zusammenhang zwischen Ökologie und Ideologie.



Die »wundervolle Ökologie« Westirlands (Derryclare)

In seiner 1991 erschienenen Studie »Ideology. An Introduction«, deren deutsche Übersetzung zwei Jahre später bei J.B. Metzler veröffentlicht wurde, macht der britische Literaturwissenschaftler Terry Eagleton eine bemerkenswerte begriffsgeschichtliche Beobachtung: »Wörter mit der Endung ‚-ologie‘ haben eine seltsame Eigenschaft: Die Endung ‚-ologie‘ bedeutet Wissenschaft von der Untersuchung eines bestimmten Phänomens, durch einen eigenartigen Inversionsprozess meinen die Wörter auf ‚-ologie‘ jedoch am Ende häufig das untersuchte Phänomen und nicht mehr das systematische Wissen darüber. So bezeichnet ‚Methodologie‘ eigentlich das Studium der Methoden, heute aber wird es oft verwendet, um die Methoden selbst zu bezeichnen. Wenn Sie mir mitteilen, dass Sie Max Webers Methodologie untersuchen, bedeutet das wahrscheinlich, dass Sie sich mit den Methoden, derer er sich bedient, und nicht mit seinen Ausführungen über diese Methoden beschäftigen.« Eine ähnliche Transformation, so zeigt Eagleton, liegt dem zeitgenössischen Verständnis von »Ideologie« zugrunde. Im 18. Jahrhundert, prägnant formuliert in den Schriften der sich selbst unironisch als »Ideologen« bezeichnenden französischen Aufklärer, meinte »Ideologie« die Lehre von der Entstehung, Bedeutung und Wirkung der Ideen, während der Begriff seit dem 19. Jahrhundert, insbesondere seit seinem Gebrauch durch Karl Marx und Friedrich Engels, eine spezifische Form der Ideen selbst bezeichnet, nämlich das »notwendig falsche Bewusstsein« der Menschen von der Organisation der sozioökonomischen Verhältnisse, in denen sie leben.

In späterer Folge dieser Transformation, die zugleich ein Erosionsprozess ist, werden dann, wie Eagleton zeigt, als »Ideologen« in der bürgerlichen Gesellschaft wahllos all jene bezeichnet, die in den Augen des jeweiligen Sprechers falsche, verzerrte, einseitige oder auch nur moralisch unbotmäßige Ansichten vertreten, während umgekehrt manche Parteikommunisten, die sich einbilden, das einzig wahre Erbe von Marx und Engels zu verwalten, ihre Tätigkeit affirmativ als »ideologische Arbeit« bezeichnen. Es ist wohl kein Zufall, dass Eagleton in diesem Zusammenhang als weiteres begriffshistorisches Beispiel die

»Ökologie« anführt: »(D)er amerikanische Tourist, der einem meiner Freunde gegenüber die ‚wundervolle Ökologie‘ von Irlands Westen erwähnte, meinte schlicht, dass die Landschaft schön sei«. Tatsächlich konnte »Ökologie« nur dadurch zum phraseologischen Bestandteil einer »Alltagsreligion« (Detlev Claussen) werden, dass der Begriff sich von seiner genuinen Bezeichnungsfunktion löste und zu einer diffusen Generalmetapher für ein gesellschaftliches Verhältnis wurde, dem er möglicherweise tatsächlich historisch entsprungen ist, zu dessen Beschreibung, Analyse und Kritik er aber gerade nicht dient.

Die diffuse Metaphorisierung und falsche Universalisierung von Begriffen, die Eagleton an der Rede von »Methodologie« und »Ideologie« vorführt, hat in gewisser Weise selbst ideologischen Charakter. Trifftige Begriffe dienen dazu, die Wirklichkeit aufzuschließen und der Erkenntnis zugänglich zu machen, indem sie sie differenzieren, unterscheiden und nuancieren, einzelne ihrer Aspekte aus ihr herauslösen und zu anderen ins Verhältnis setzen. Begriffe bestimmen und beurteilen ihren Gegenstand, ohne ihn vereindeutigend festnageln oder vervieldeutigend auflösen zu wollen. Deshalb sind Begriffe lebendiger Bestandteil der Geschichte geistiger Arbeitsteilung und der Disziplinen- und Fächergeschichte der modernen Wissenschaften, über deren Departementalisierung sie, weil sie auf Wahrheit und nicht nur auf Korrektheit zielen, hinausweisen. Indem Begriffe zu diffusen Metaphern und blinden Schlagworten werden, reflektieren sie bewusstlos den Zerfall der bürgerlichen Wissenschaften und ihrer Fachsprachen. Ein flagrantes Symptom dieses Zerfalls ist der – häufig als Ausdruck von »Transdisziplinarität« missverständene – erschlichene Begriffstransfer zwischen Human-, Kultur- und Naturwissenschaften. Am Begriff der Ökologie lässt er sich exemplarisch nachvollziehen.

Dass »Ökologie« seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die älteren Begriffe der Natur und der Umwelt zwar nicht vollständig ablösen, aber beerben konnte, war nur möglich durch eine in dieser Zeit sich abzeichnende Krise der bürgerlichen Natur-, Sozial- und Humanwissenschaften, deren Ausdruck und harmonistisch verkleisterte scheinbare Auflösung im Ökologiebegriff chiffriert ist. »Ökologie« ist nicht einfach der vermeintlich differenziertere, globalisierte und dem aktuellen Stand der Naturwissenschaften angepasste Begriff für »Natur«, als der er von seinen Apologen ausgegeben wird. Er reflektiert vielmehr bereits das nachbürgerliche (Un)Verständnis von Naturbeherrschung, das an die Stelle der Begriffe der ersten und zweiten Natur und der kontrastierenden Unterscheidung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit die Vorstellung einer im Grunde posthumanistischen systemischen »Wechselwirkung« setzt, in der die Menschen ebenso wie die distinkten Objekte ihrer Tätigkeit zu bloßen Partikeln eines Funktionsprozesses erniedrigt werden.

Dem Begriff der Ökologie ist damit von vornherein eine Tendenz zur autoritären Liquidierung bürgerlicher Arbeitsteilung eingeschrieben: Sein Gegenstand sind nicht mehr die zu einer bestimmten Zeit einer bestimmten Natur als deren bestimmter Teil gegenüberstehenden Menschen, die sich durch deren Bearbeitung – als ihre erhaltende Umwandlung – mit der Natur und dadurch mit sich selbst auseinandersetzen. Gegenstand der Ökologie vielmehr ist ein Nicht-Gegenstand: die *eingebildete Totalität* der Möglichkeitsbedingung alles Bestehenden, die »die Welt« mitsamt den auf ihr lebenden Naturgegenständen, darunter den Menschen, umfasst und diese so modeln muss, dass sie sich weiterhin als selbsterhaltendes System reproduzieren kann. Man muss kein Ideologiekritiker sein, um in dieser eingebildeten Totalität das als positive Wissenschaft rationalisierte Deckbild der nachbürgerlichen gesellschaftlichen Totalität zu sehen, die die eingeschliffenen Denk- und Praxisformen der bürgerlichen phantomhaft aufrechtzuerhalten bemüht ist, obwohl sie sie eigentlich als störenden Firlefanz abschütteln müsste.

Obwohl die Ideologen der Ökologie sich zur fachgeschichtlichen Legitimation gern auf Alexander von Humboldt und Charles Darwin und damit auf Doyens der bürgerlichen Human- und Naturwissenschaften berufen, verweisen die begriffsgeschichtlichen Anfänge der Ökologie eher in die sektiererischen, obskurantistischen Randgebiete der bereits im Zerfall begriffenen bürgerlichen Wissenschaften. Es war der von seinem Idol Darwin exkommunizierte selbsterklärte »Monist« und Protofaschist Ernst Haeckel, der in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Ökologie als eine »Lehre von den Wechselwirkungen der Organismen« bestimmte. In seiner »Generellen Morphologie«

schrrieb er 1866: »Unter Ökologie verstehen wir die gesamte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Außenwelt ... Diese sind Teils organischer, teils anorganischer Natur; sowohl diese als jene sind ... von der größten Bedeutung für die Form der Organismen, weil sie dieselbe zwingen, sich ihnen anzupassen«. Was Haeckels »Monismus« strikt von Darwins historischer Anthropologie unterschied und 1899 in den spirituellen Spekulationen in »Die Welträtsel« seinen Höhe- oder eher Tiefpunkt erreichte, deutete sich hier bereits an: Wo Darwin die in ihrer Unterschiedlichkeit zusammenhängende Vielfalt der organischen und anorganischen Natur im Hinblick auf die Frage untersuchte, welche ihrer Arten wann und aus welchem Grunde entstanden und verschwunden sind, wie sie sich erhalten, umwandeln und im Wandel ihrer Gestalt dennoch ihre Form bewahren konnten, nivellierte Haeckel die qualitativen Differenzen der Organismen zu bloßen Momenten ein und derselben, sich durch sie hindurch erhaltenden »Wechselwirkung«. Und während Darwins Theorem vom »Kampf ums Dasein« niemals jene Legitimation des »Rechts des Stärkeren« betrieb, für die es von völkisch-eugenischen Nachfolgern in Dienst genommen wurde, entfaltete Haeckel seinen Gedanken des biologischen Anpassungszwangs ausdrücklich in einer Verbindung von Kryptotheologie und Eugenik, die ihn bei frühen Nationalsozialisten beliebt machte.

Lässt sich Darwins Lehre von der Entstehung der Arten als ein Versuch begreifen, jene Geschichte der Menschen als tierentsprungene, sich ebenso auf der Grundlage menschlicher Vernunft wie menschlicher Bedürfnisse miteinander assoziierende Lebewesen zu schreiben, die als bewusste trotz dem noch nicht die Geschichte der Menschheit ist, gibt Haeckels »Monismus« dieses aufklärerische Ziel zugunsten einer doppelten Unfreiheit auf. Indem er, jedes naturwissenschaftliche und anthropologische Erkenntnisinteresse überspringend, erklärtermaßen die Restauration durch die Aufklärung untergrabener positiver Religion im Medium positiver Wissenschaft anstrebt, propagiert er statt der Selbsterhebung der Menschen zu der ihrer selbst bewussten Menschheit die Selbstausslieferung der Menschen an den ungeglaubten, aber umso autoritäreren Glauben. Indem er außerdem den Begriff der Ökologie gleichzeitig auf das griechische *oikos* als Bezeichnung für die Haus- und Wirtschaftsgemeinschaft und als Keimzelle gesellschaftlichen Lebens bezieht, verwandelt er, anders als Darwin, dem es um die Bewusstwerdung der Geschichtlichkeit allen organischen Lebens ging, Gesellschaft zurück in einen einzigen Organismus, von dem die individuierten Organismen nur ohnmächtige Partikel seien.

Dass dies bis heute Charakteristika der Ökologie sind, die diese nicht etwa zugunsten einer aufklärerischen Weltauffassung ad acta gelegt hat, sondern weiterhin deren Denkform bestimmen, zeigt sich an ihrer Begriffsgeschichte seit den siebziger Jahren. Sie ist geprägt vom Bemühen um »ganzheitliche« Amalgamierung von Naturwissenschaft, Kybernetik, entsoziologisierter Systemtheorie und esoterischer Psychotechnik. Von teils human- und teils naturwissenschaftlichen Ausgängen her, wird dieser Weg etwa in den zu ihrer Zeit jeweils sehr populären Schriften von Gregory Bateson (»Steps to an Ecology of Mind«, 1972; »Mind and Nature«, 1979), Fritjof Capra (»Wendezeit«, 1983; »Lebensnetz«, 1996) und Huberto R. Maturana (»Der Baum der Erkenntnis«, 1987; »Biologie der Realität«, 1998) beschritten. Alle drei betreiben die von Eagleton dargestellte diffuse Metaphorisierung und falsche Universalisierung distinkter Begriffe über die Grenzen der Scharlatanerie hinaus. Bateson, indem er die Terminologie der »Nerven« und neuronalen »Netzwerke« in eine kryptische Anthropokybernetik überführt, die die Unterscheidung zwischen den Menschen und den von ihnen hergestellten und benutzten technischen Hilfsmitteln gänzlich kassiert; Capra, indem er ahistorisch die altherwürdige, aber überholte Einheit von Physik und Metaphysik bemüht; Maturana, indem er den systemtheoretischen Begriff der Autopoiesis, den er von Luhmann, mit dem er auch zusammenarbeitete, entlehnt, auf biologische, physiologische und naturgeschichtliche Prozesse jeglicher Art überträgt. Wenn sich solche erschlichenen Metaphorisierungen heute erneut in Disziplinen wie der historisch ebenfalls auf das späte 19. Jahrhundert zurückgehenden »Kulturökologie«, der »Sozialökologie« und der »Geschlechterökologie« finden, unter deren Namen ganze weitgehend gegenstandslose Forschungsbereiche aus dem Boden gestampft werden, zeigt dies, dass der Regressionsprozess, der mit Haeckel begonnen hat, noch lange nicht zu Ende ist.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Von Magnus Klaue ist 2022 im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung »Die Antiquiertheit des Sexus« erschienen. Seit Frühjahr 2024 ist er Mitherausgeber der Halbjahreszeitschrift »casablanca. Texte zur falschen Zeit«. <https://textezurfalschenzeit.de/>

ULRICH
SBERGER

KALEIDOPHON

24. - 26.04.26

JAZZ ATELIER

DUO LANZ / WASSERMANN | HÉMISPHERE / HEMISFÄR |
DUO VOCCIA / FRANGENHEIM | VIENNA REED QUINTET |
WASCHTAG | ANTTI J VIRTARANTA SOLO | MALMEDIER |
JONGLEURS | PARK / NEIDORF / BARRETT | SATOKO
FUJII QUARTET | FRÜHSCHOPPEN: INSTA MENTALS
AUSSTELLUNG „SICHTUNG“ MARKUS HOFFMANN

B
E
Z
A
H
L
T
E
A
N
Z
E
I
G
E

Herzbluten, 113 Minuten

Die Stadtwerkstatt aus feministischer Perspektive: Über den neuen Film »Herzblutwiese Stadtwerkstatt« von Claudia Dworschak und Tanja Brandmayr schreibt *Claudia Reiche*.

Herzblutwiese Stadtwerkstatt, so heißt der Film von Tanja Brandmayr und Claudia Dworschak, der kurz vor der Veröffentlichung steht. »Mit diesen vielen Projekten in diesen vielen Jahren in der gemeinsame Sphäre der Revolte. Und da war immer wieder das Gefühl: Soviel Herzblut auf der Herzblutwiese«, so heißt es im Off-Kommentar zum Titel. Revolte, also: Widerstand. Und *Herzblut*, was sagt das? Eine Bezeichnung für Liebe, Leidenschaft und Engagement, kurzum für die Dinge, die, koste es, was es wolle, getan werden wollen. *Herzblut* ist jedenfalls als Antrieb des Kulturprojekts Stadtwerkstatt vor- und vorausgestellt, in diesem Sinne ist dieser Film selbst auch ein von *Herzblut*-getriebener, denn die Macherinnen sind zugleich leitender, künstlerischer und dokumentieren-

immer wieder konfrontiert waren mit dem, was wir als fast normal ansehen haben, dem Alltagssexismus ... innerhalb der Uni, innerhalb ... in allen Lebensbereichen eigentlich.«² und: »Ich glaub, das sieht man auch erst hinterher, welche Funktion man als junge Frau in diesem Kontext gehabt hat.«

Nachträglich

Nachträglichkeit ist ein entscheidendes Konzept in der psychoanalytischen Theorie. »Erfahrungen, Eindrücke, Erinnerungsspuren werden später aufgrund neuer Erfahrungen [...] umgearbeitet. Sie erhalten somit gleichzeitig einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit.«³ Es ist »die rückwirkende Konstitution von Bedeutung. Dieses Konzept untergräbt radikal lineare Vorstellungen von Kausalität, indem es postuliert, dass die Wirkung der Ursache vorausgehen kann.«⁴ Dies kann wohl auch auf *Herzblutwiese Stadtwerkstatt* angewandt werden, wenn der Film als Wirkung gesehen wird, die der Ursache vorausgeht. Als Ursache kann hier mit aller notwendigen Unschärfe der Signifikant ‚Sexismus‘⁵ eingesetzt werden, als vorausgehende Wirkung ein »Unbehagen«⁶ über Geschlechterverhältnisse in der Geschichte der Stadtwerkstatt, was der Film dokumentierend *bezeugt*, wie er es zugleich *erzeugt*. Dieses Konzept, scheint das Verfahren des Films mitzu-bestimmen. Es unterscheidet sich von Schuldzuweisung und setzt kein konfliktfreies Projektleben »in diesen vielen Jahren der gemeinsame Sphäre der Revolte« als möglich voraus.

Eine andere Stimme im Film, Magi Neumann, die in frühen Tagen der Stadtwerkstatt dort feministische Tage veranstaltete, artikuliert in einem ihrer »Lieblingssprüche« an »die Jungs«, eine Version dieses Gedankens: »Persönlich magst ja ganz nett sein, strukturell gesehen bist ein Arschloch.« Der Witz ist, dass das verschieden gehört werden kann, als unerwarteter Tiefschlag, aber auch als attackierendes Kompliment, insofern

eine Unterscheidung zwischen realisierten und unrealisierten Anteilen von Erfahrungen artikuliert, zwischen Struktur und adressiertem Subjekt. Was Magi Neuman gleich anschließend erzählt, nämlich, dass sie lesbisch sei und dies in dieser »autonomen Struktur« nicht hätte sagen können, weil sie sich – als »Alien« – dort vor Reaktionen gefürchtet habe, ist hochsignifikant und lässt nachträgliche, queer-feministisch-filmische Spurensuche und Umordnung von Erinnerungstücken samt -lücken als umso notwendiger erkennen. Und wie stellt der Film das an?

Viele

Herzblutwiese Stadtwerkstatt sprengt schon durch die Anzahl der mit Namen und O-Tönen vor der Kamera halbnah Porträtierten die Limite von genauer Erinnerbarkeit und Orientierung.⁷ Es sind nämlich neben vielen Menschen auf den Archivmaterialien nicht weniger als 54 eingeladene ‚Protagonist:innen‘, fast alle mit weiblichen Namen. Etwa ein Drittel von ihnen ist auch, ihre Geschichte und Geschichten erzählend, im Off-Ton zu hören, alle Porträtierten sind jedoch stumm in der Interaktion mit der Kamera zu sehen, statt ‚Talking Heads‘: gewagte Blicke, starke, tiefe, offene, ein wenig verlegene oder freche, mit mehr oder weniger Vertrauen zu sich und zur Kamera. Dies schafft keine gegeneinander konturierten Charaktere, sondern eine Art abstrahierender Superposition und Verschmelzung zu einer vielgestaltigen, untereinander verbundenen Struktur. Hinzu kommt, dass die einzelnen Erzählungen nicht mit dem Bildschnitt auf die neue Person beginnen, sondern vor- und nachlaufen, auch miteinander in Dialog gebracht werden, so dass nur ungefähre, schwebende Zuordnungen entstehen, ein gleitendes Gewebe von verschiedenstimmigen Äußerungen in einem gesamten Stimmkörper. Etwa ein Drittel dieser Porträtierten sind außerdem szenisch in Verbindung mit einer dunklen Bühnenfläche gebracht, auf die sie

nach und nach persönliche Erinnerungsobjekte zur weiblichen und queerfeministischen Geschichte der Stadtwerkstatt legen, bis die Fläche vollgestellt ist. So kommt etwa ein »Stück obsoleter Technologie«, ein VGA-Verbinder, der »Genderchanger«, zu den Objekten, obsolet wohl hinsichtlich seither erfolgter technologischer wie gendertheoretischer Wandlungen. Auch ein Weidenkorb wird in Großaufnahmen gezeigt, gerade so ein Korb für Wäsche, wie er einer der Porträtierten, die in der Stadtwerkstatt zur Welt kam, als Säuglingsbett diente. Ebenso spielt ein zerbeulter, metallischer Baseballschläger, mit Kunstblumen umwickelt, eine markante Rolle, als Konkretion »radikaler Zärtlichkeit«, etwa im Kampf um veränderte Clubkultur für FLINTA-Personen. Dabei sind auf der Bühnenfläche bei halbtotalen und halbnahen Einstellungen viele der Plakate und Druckwaren einer solchen archivarischen Arbeit nicht oder kaum zu lesen, die Objekte bleiben rätselhaft, werden auch nicht unbedingt kommentiert, so dass sie als unvollständige Eindrücke anfluten, auf eigene Erfahrung und Ergänzung setzen – auf nachträgliche und wechselnde Realisierungen.

Stimme

Eine Stimme verbindet alle Filmelemente, führt durch den Film, gibt Orientierung. Es ist die Stimme Tanja Brandmayrs, die auch die Texte geschrieben hat, präzise und poetisch, in dieser Art politisch. »Ich habe die Stadtwerkstatt als Ort erfahren, wo sich großartige Fähigkeiten und großartige Unfähigkeiten gleichwertig versammeln. Aus guten Gründen.« Sie erzählt und kommentiert und moderiert und bezeugt ebenso die Geschichte der Stadtwerkstatt wie ihre persönlichen Erfahrungen und Kunstprojekte. Konsequenter ist, dass aus dieser Position die ganze Geschichte der Stadtwerkstatt erzählt werden muss und nicht versucht wird, einen queerfeministischen oder ‚besonderen‘ Teil abzutrennen. »Was man generell verstehen muss, in der Stadtwerkstatt nimmt dich niemand an die Hand. An die Hand musst du dich, deine Kunst und deinen Feminismus selber nehmen. ‚Hands on‘ geht aber hier ganz gut. Du kannst hier deinen eigenen Kunstbegriff entwickeln. [...] Du kannst hier deine eigenen Rückbezüge auf das große Ganze herstellen.«

Das Ganze

Was »das große Ganze« sein mag, auf das dieser Film, mit befreiender Chuzpe der Filmemacherinnen abzielt, lässt sich vielleicht so denken: »Es geht zwar – im Kern und als Kontinuum – immer wieder um Reflexion, Frauenprojekte und spezifische Aussagen zum Feminismus, um Frauen-netzwerke außerhalb bis hin zum feministischen Strukturwandel innerhalb des Hauses – aber die Erzählung über die Anfänge, das Fortkommen und den ganzen Bulk an Stadt, Haus, Neuerung, Technologie, Medienkunst, Musik, Haltung, über Projekte und Sphären des gesamten Hauses ist groß angelegt – und sie wird im Film auch von 1979 bis heute ausschließlich von den Frauen gemacht. Das heißt, der kollektive Charakter des Hauses und die vielen kollektiven Projekte werden nicht von den immer gleichen wenigen Männern als letztlich ‚ihre‘ Projekte erzählt, sondern eben von einem Kollektiv an Frauen«, wie Tanja Brandmayr es formuliert.⁸ Es ist der Film, der ebenso anregt wie feststellt, ein solches »Kollektiv an Frauen« – nachträglich – gebildet zu haben, in der strengen Paradoxie dieser Worte.

Hiermit kommt der weitere Fragehorizont des Films in den Blick‘, nämlich was gemeinsame Geschichtsschreibung anbelangt, die allzu oft im Widerspruch zu einem ‚eigentlich‘ in einem Projekt geteilten Selbstverständnis von einem »Anders Machen« steht, dem Verändern von eingefahrenen Hierarchien, Ausgrenzungen, Normierungen, um nur diese in naheliegenden Bezug zum Feminismus zu nennen. Dem stehen im Allgemeinen – in unzähligen Variationen – dennoch Narrative von angeblich aktiven Führungsfiguren und passiv Zuarbeitenden, in verkennenden Wiederholungen eines ‚Ersten‘ und eines ‚Zweiten‘ gegenüber. Es geht um Widerstand, nämlich den gegen unerkannte ‚innere‘ Muster im sogenannten Selbstverständnis, hier eines kollektiven Projekts.

Kunstblut

Der Film nimmt abschließend Rückbezug auf den Titel: mit einem Projekt der Stadtwerkstatt aus dem Jahr 2023: »Bloodproof of Life«: ein angeblicher Echtheitsbeweis des eigenen Lebens mittels entnommenem Bluts, das in Proberöhrchen aufgefangen, mit fälschungssicheren Codes, Videobeweis, unterzeichneten Verträgen und Beurkundungen identifizierbar gemacht, und anschließend zurückgegeben wird, das *Herzblut*, wie der Kommentar es nennt, verwandelt zu einem Objekt, zu Kunst-Blut. Denn in der »Bloodproof«-Konzeption ist auch eine zusätzliche Kritik an Kunst und Kunstmarkt sowie allgemeiner und internalisierter Regulierung, Überwachung, Durchkapitalisierung, Verdattung des Lebens enthalten, indem die Teilnehmer:innen informiert und gelockt werden, mit der verarbeiteten Blutprobe ein Kunstwerk zurückzuerhalten, das in der Zukunft



Die frühen Tage der Stadtwerkstatt



Die ersten Minuten des Filmes

der Teil der Stadtwerkstatt in Linz, der Film selbst eine riesige 113minütige *Wiese*, ob Spielwiese, Opferfeld oder Kampfplatz, auf der Erinnerungen, Archivmaterialien und Deutungen aus fast einem halben Jahrhundert Stadtwerkstatt weit ausgebreitet und neu zueinander positioniert sind.

Struktur

»Die Stadtwerkstatt /STWST wurde 1979 gegründet und entwickelte sich als autonome Struktur in Linz.«, so heißt der erste Zwischentitel. »Sie zeichnet sich durch Ablehnung einer domestizierten Kultur sowie Kritik an der autoritären Nachkriegsgesellschaft aus.« Näher bestimmt wird »Struktur« so: »Die Stadtwerkstatt agiert bis heute zwischen Kunst, Medien, Musik, sozialer Sphäre und Öffentlichkeit.« Dazu ist eine Musikimprovisation mit verstärkter Stimme, Perkussion, und Instrumenten,- wahrscheinlich aus den 1980er Jahren – zu bestaunen, eine Gegenlichtaufnahme mit den Silhouetten der Performer:innen, soundtechnischen Apparaturen und Kabeln, irgendwo innen vor großer Glasfassade, hellem Himmel und einer lichtspiegelnden Donau. Ein Monitor zeigt dazu zuckende visuelle Rückkopplungen in schwarz und weiß. Das musikalische Konzept bietet stolpernde Rhythmik, keine Harmonien, keine kompositorische Absprache, bis auf eine konsequente Einvernehmlichkeit über genau diese Punkte. Es sticht der weibliche Sprechgesang hervor: (an)klagend und leiern, ironisch und provokant. Gleich der Zwischentitel: »Die Stadtwerkstatt aus feministischer Perspektive.« Und das geht an die Struktur, wird sogar den zuvor genannten Kategorien wie »Kunst, Medien, Musik, sozialer Sphäre und Öffentlichkeit« ihre vermeintlich neutrale Färbung wegnehmen.¹ Weibliche Stimmen, namenlose O-Töne leiten gleich nach der Titel diese Operation ein: »Also, ich war als Frau natürlich immer wieder, in den 80er Jahren, konfrontiert mit Sexismus... und wie, glaub ich, alle anderen auch,

enorme Wertsteigerungen erfahren könnte. Zugleich werden hohe Restriktionen und Strafen ausgesprochen, wenn unreguliert mit dem Blutkunstobjekt Handel und Spekulation betrieben würde. Hier wird etwas wiederholt, das tagtäglich ‚das Blut aussaugt‘, doch nun nochmals freiwillig unterzeichnet, für eine künstlerische Intervention. Dass hier keine Genderperspektive, kein Feminismus im Vordergrund zu stehen scheint, ist ein bemerkenswerter Schluss eines Films, der sich als ‚aus feministischer Perspektive‘ annonciert. Sein Schlusswort: »Kunst, Kompliz:innenschaft, Revolte: Transformation und das größere emanzipative Potential des Hauses. Alles blutet ineinander.« Klingt das nicht nach Feminismus, allerdings aufgelöst in »größerem emanzipativen Potential«, also gemischtem, allgemeinen ‚Blut‘? Wird trotz der mitgesprochenen Pause im Wort »Kompliz:innenschaft« eine einseitige Unterstützung »aus feministischer Perspektive« bei einem antikapitalistischen Widerstand gedacht, also einmal mehr eine Unterordnung einer ‚kleineren‘ »Frauenfrage«, wie in marxistischer Tradition verstanden als »Nebenwiderspruch«? Das wäre doch nach dem bisherigen Verfahren des Films eine unwahrscheinliche Wendung. Eine andere Deutung kommt da in den Sinn: dass *Herzblutwiese Stadtwerkstatt* es nämlich gerade andersherum probiert: eine Auflösung von einer Menge ‚Blut‘, *Herzblut*, samt dem anhängenden schweren religiösen Symbolismus, in einen eigentlich *übergeordneten* (intersektionalen) Queer-Feminismus... Lässt sich das

Unterfangen als größere feministische Aneignung der gesamten Geschichtsschreibung des Hauses lesen, die dabei anderes will als bloß die Positionen von beanspruchter Aktivität und Passivität, Erstem und Zweitem umzubeseetzen? Zu sehen, ob das stimmt und gelingt, dafür lohnt es sich, die *Herzblutwiese Stadtwerkstatt* zu testen: Herzbluten, 113 Minuten.

[1] Nach einer halben Stunde erscheinen diese Aufnahmen nochmals mit Kontextualisierung im Film: Anlass war die erste Teilnahme der Stadtwerkstatt an der Ars Electronica 1984, die gezeigte Musikperformance war eine zusätzliche, unangekündigte Guerilla-Aktion, bei der die eigene Musik live unmittelbar vor dem klassischen Konzert der Linzer Klangwolke (übertragen als riesiger Soundkörper über der Donau) zu hören war, wobei der Strom und somit der Sound der Aktion, wohl nicht zeitnah abgestellt werden konnten.

[2] Alle folgenden Zitate ohne weitere Angaben sind Mitschriften von O-Tönen und Off-Kommentar des Films.

[3] J. Laplanche, J.-B. Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Frankfurt a.M., 1973, 313.

[4] No Subject, an encyclopedia of Lacanian psychoanalysis, Übersetzung der Autorin, <https://nosubject.com/Nachtr%C3%A4glichkeit>, 7.2.2026.

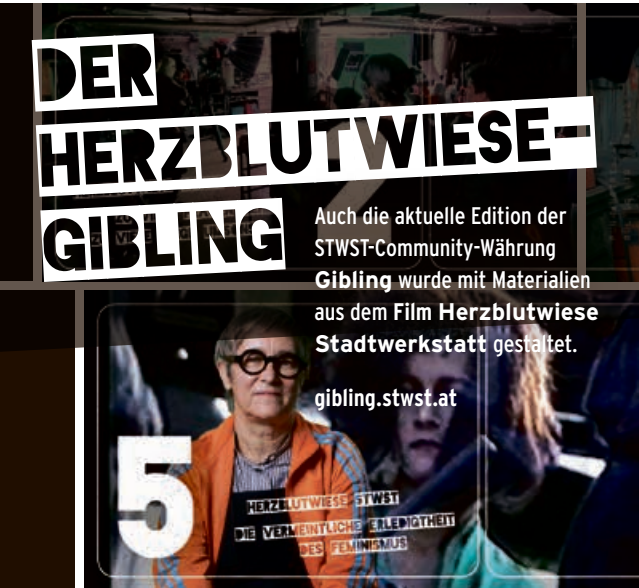
[5] Oder, wie eine andere Stimme wortsuchend bezeugt, »Na, es wird ja der Stadtwerkstatt, wie soll ich sagen, viel Sexismus und Machotum nachgesagt [...]«

[6] Zitiert aus einem weiteren O-Ton.

[7] In der Reihenfolge ihres Erscheinens: Astrid Esslinger, Gudrun Bielz, Christine Zigon, Monika Pichler, Martina Kornfehl, Claudia Hochedlinger, Chris Althaler, Sabine Bitter, Margarete Neumann, Erika Wolfinger, Brigitte Schober, Gabi Kepplinger, Ushi Reiter, Rubia Salgado, Elfi Sonnberger, Gitti Vasicek, Helga Schager, Claudia Dworschak, Sandra Hochholzer, Marina Wetzlmaier, Dagmar Schink, Aileen Derieg, Fina Esslinger, Olivia Schütz, Sandra Krampelhuber, Valarie Serbest, Angelika Daphne Katzinger, Tanja Brandmayr, Mika Bankomat, Elizaveta Belkevich, Rebecca Strasser-Kirchweiger, Karin Binder, Helga Innerhofer, Gayaneh Issayan, Laura Tomani, Dodo Schuster, Elke Singer, Monique Muhayimana, Ina Fischer, Karin Fisslthaler, Franziska Thurner, Patience Nduwayo, Shu Lea Cheang, Claire Uwamahoro, Andrea Lehmann, Alenka Maly, Sabina Schöberl, Paul Krackowizer, Theresa Klabacher, Anselm Fischer, Astrid Benzer, Jan-Nahuel Jenny, taro knopp, Fabian Holzinger.

[8] In einer Email an die Autorin, 20.02.2026.

Claudia Reiche, arbeitet zu Fragen der Medialität, Psychoanalyse, Film und Bildkulturen sowie digitalen Technologien - als bildende Künstlerin, Medienwissenschaftlerin und Kuratorin. In feministischen und queeren Projekten ist sie seit Jahrzehnten engagiert - einige Male war sie auch schon in der Stadtwerkstatt zu Gast.
www.claudia-reiche.net, www.thealit.de



Bilder: Filmstill Herzblutwiese Stadtwerkstatt

HERZBLUTWIESE STADTWERKSTATT

Essayfilm, 113 min, Linz 2026



Fragmente und Kontinuitäten einer feministischen Geschichte: Der Essayfilm »Herzblutwiese Stadtwerkstatt« thematisiert Feminismus, Gleichberechtigung

und Gleichstellung in der Stadtwerkstatt, dem ältesten autonomen Kunst- und Kulturhaus der Stadt Linz. In einem Umfeld von ästhetischer



Neuerung, gesellschaftlicher Revolte, subversiver Kraft und künstlerisch-technologischer Entwicklungen verschränkt der Film von 1979 bis heute Text, Interviews, künstlerische Inszenierungen und Archivmaterial zu einer Narration im Perspektivenwechsel - und entwirft damit eine größere gesellschaftliche Erzählung über die Stadt hinaus.



MIT Chris Althaler, Mika Bankomat, Elizaveta Belkevich, Astrid Benzer, Gudrun Bielz, Karin Binder, Sabine Bitter, Tanja Brandmayr, Shu Lea Cheang, Aileen Derieg, Claudia Dworschak, Astrid Esslinger, Fina Esslinger, Anselm Fischer, Ina Fischer, Karin Fisslthaler, Claudia Hochedlinger, Sandra Hochholzer, Fabian Holzinger, Helga Innerhofer, Gayaneh Issayan, Jan-Nahuel Jenny, Angelika Daphne Katzinger, Gabi Kepplinger, Theresa Klabacher, taro knopp, Martina Kornfehl, Paul Krackowizer, Sandra Krampelhuber, Andrea Lehmann, Alenka Maly, Monique Muhayimana, Patience Nduwayo, Margarete Neumann, Monika Pichler, Ushi Reiter, Rubia Salgado, Helga Schager, Dagmar Schink, Brigitte Schober, Sabina Schöberl, Olivia Schütz, Dodo Schuster, Valarie Serbest, Elke Singer, Elfi Sonnberger, Rebecca Strasser-Kirchweiger, Franziska Thurner, Laura Tomani, Claire Uwamahoro, Gitti Vasicek, Marina Wetzlmaier, Erika Wolfinger, Christine Zigon

... stellvertretend für die vielen, die die Stadtwerkstatt zu dem gemacht haben, was sie heute ist.

EIN FILM VON Tanja Brandmayr & Claudia Dworschak TEXT UND ERZÄHLSTIMME Tanja Brandmayr MONTAGE Franziska Thurner KAMERA Ina Fischer LICHT Anselm Fischer FILMMUSIK Karin Fisslthaler aka Cherry Sunkist TONAUFNAHMEN UND SOUNDDISEIGN Fabian Holzinger, Christian Ghahremanian COMPOSITING Christian Dietl VORRECHERCHE Pamela Neuwirth DRAMATURGISCHE BEGLEITUNG Anja Salomonowitz ZUSÄTZLICHE BERATUNG STWST GESCHICHTE Thomas Lehner, Franz Xaver PRODUKTION Stadtwerkstatt, Tanja Brandmayr, Claudia Dworschak GEFÖRDERT VON BMWKMS Österreich Abt Filmförderung, Land OÖ Filmförderung, Stadt Linz Kultur und Stadt Linz/Frauenbüro

Alle im Film vorkommenden STWST-Projekte wurden als kollektive Projekte und Reihen der STWST benannt. Für weiterführende Informationen über Personen und Inhalte dieser Projekte, sowie Kontextualisierungen wurde eine Webseite eingerichtet.

herzblutwiese.stwst.at
(Alle Infos online mit Filmstart zu Crossing Europe)

Film fertig!

Das Regie- und Produktionsduo *Claudia Dworschak & Tanja Brandmayr* stellt sich gegenseitig die Frage: Wie geht’s nach der Fertigstellung, wie war die Zusammenarbeit?

Claudia Dworschak: Es fühlt sich großartig an. Jetzt wird es spannend, wie das Publikum darauf reagiert. Es ist ein Film aus mehrfach subjektiver Perspektive. Ging auch gar nicht anders. Die Betrachtung der Vergangenheit ist zu oft von Einzelnen dominiert und meist männlich konnotiert. Es ging es uns bei der Erzählung auch um eine spezielle Form der Aneignung dieser Vergangenheit, eben aus feministischer Perspektive. Wie im Film erwähnt wird, handelt es sich um »... eine Geschichte der Brüche und der Lücken ...« und so hoffen wir im besten Fall auf viel Redebedarf nach dem Kinobesuch.

Interessant war auch zu sehen, dass es immer schon verschiedene Formen des Feminismus gab. Erfrischend radikale Ansätze waren in dieser Anfangszeit der STWST genauso dabei, wie absurdere Fragestellung: nämlich, ob Kinder kriegen nicht Verrat am Feminismus bedeuten würde. Dabei leider auch immer wieder die Erkenntnis, dass sich die Geschichte wiederholt und die Frauen der jüngeren Generation wenig bis gar nichts von den Kämpfen ihrer Vorgängerinnen erzählt bekommen haben.

Und was die Zusammenarbeit betrifft: Wir haben doch einige Jahren am Film gearbeitet. Viel Herzblut war dabei – aber auf die Blutwiese haben wir verzichtet. Die Zusammenarbeit war top und wichtig, um so ein Riesending zu stemmen. Innerhalb unseres Regie- und Produktionsduos hat’s einfach gepasst, und rund um uns stand ein fantastisches, professionelles Team. Das beste, das man sich nur wünschen kann.

Tanja Brandmayr: Auch ich kann das nur bestätigen – die Zusammenarbeit mit Claudia, und auch innerhalb unseres Teams war großartig. Es war ein wirklich langer und intensiver Prozess, der immer wieder Extraschleifen der Bearbeitung erfordert hat. Franziska, die die Montage gemacht hat, kann ein Lied davon singen. Es war eine Herausforderung, in einem Haus mit einer so langen Geschichte, zwischen Kunst und Leben, zwischen Individuen und Kollektiv, zwischen Privatem und Politischem die feministische Schneise zu schlagen. Ich denke, wir haben in mehrerlei Hinsicht den Rahmen gesprengt – alleine

mit unseren vielen eingeladenen Protagonist:innen. Diese waren aber natürlich zentral wichtig! Auch um eine erzählende »Superposition« herstellen zu können. Der Witz ist, dass es eigentlich noch viel mehr hätten sein können. Und der Trick war, es so zu machen, dass Weitererzählungen auf vielen anderen Ebenen möglich sind. Unsere eigene Involvierung war wichtig, um die vielen Themen überhaupt erfassen und framen zu können. Claudias Involvierung seit den frühen Jahren von Radio FRO zum Beispiel, meine Involvierung als derzeitige Leiterin des Hauses. Es gibt keine Neutrum-Stellung innerhalb dieser Konzepte, und es wäre der allergrößte Irrtum zu meinen, dass es das geben könnte oder sollte.

Das Projekt wollte auch Themen und Kontinuitäten in den Raum stellen, die die lokale Bedeutung übersteigt. Feminismus, klar. Aber was ist ein feministisches Kontinuum in einem Konzept von Kunst und Leben? Wie sieht es mit diesen frühen Konzepten von Nicht-Herrschaft aus? Wie kann überhaupt Geschichtsschreibung von so genannten Subkulturen verortet werden? Zeitgeschichte, Stadtgeschichte, undundund. Sowie die ganz große Frage, zentral für ein Haus wie die Stadtwerkstatt: What the fuck ist überall mit der Medienkunst passiert? Der Witz ist, dass gerade die feministische Perspektive diese vielen ineinander verschränkten Themenstellungen erst ermöglicht hat. Um es so zu sagen: Wieder einmal hat der Feminismus alles gerettet! Übrigens war es schön zu sehen, wie zentral der Feminismus zu Beginn des Hauses verortet war, oder dass etwa wirklich schon von Beginn an Transpersonen hier waren ... Und, weniger schön: Dass sich ein Faktor



von Dominanz und Verdrängung durchgezogen hat, nämlich die wiederkehrende zentrale Aussage von mehreren eingeladenen Protagonistinnen: »Ja, es waren natürlich immer Frauen da, die ganz zentral mitgearbeitet haben. Aber wenn es um Kunst und Bedeutung gegangen ist, sind auf einmal die Männer wieder ganz vorne gestanden.« Bis heute ist dieser Zugriff der Männer auf die Kunst und Geschichte des Hauses spürbar ... Allerdings haben zwei meiner aktuellen Kollegen gesagt, erste Meldung zu Beginn: Das Projekt ist eines der wichtigsten Projekte des Hauses. Zweite Meldung, zu Fertigstellung: Es ist nun DER Stadtwerkstatt-Film geworden.

Wir möchten nun die Menschen einladen, mit uns den Film anzusehen und den Feminismus und das viele Herzblut auf den Herzblutwiesen der Subkulturen zu feiern! Alle, die in der Stadtwerkstatt jemals gearbeitet haben, alle, die vorkommen und auch alle, die nicht vorkommen, weil es sich einfach nicht ausgegangen ist, die 1000 Menschen, Freund:innen und Assoziierten zu zeigen. Es sind jedenfalls alle mitgemeint – um den Joke hier auch noch zu machen.

STWST OPEN CALL HAUNTED

Mit ihren **Jahresclaim HAUNTED** rufen die **STWST New Art Contexts 2026** Hauntologien zwischen Medialität, Technologien, spukhaften Manifestationen, Wiedergängertum und Liminalität aus. Mit Heim-suchungen sprechen wir von Krieg, dem Niedergang demokratischer Sphären, der strukturellen Gewalt des Technokapitalismus, vom ökologischen Desaster. Und vielleicht fällt wem auch tatsächlich noch was Positives dazu ein. Wir wären ganz gierig drauf.

Die Stadtwerkstatt schreibt einen OPEN CALL für das Format STWST84x12 HAUNTED aus, das im Zeitraum 7.-13. September in Kooperation mit der Ars Electronica abgehalten wird.

Aufgerufen sind **kritische Produzent:innen** aus Kunst, Technologie, Medien, Open Access, DIY und Personen, die mediale Arbeiten oder elaborierte Drafts on and off Screen, on and off Computation, sowie Installationen und Performances, oder Textbeiträge, Diskurs und anderes zu einer Gesamtbespielung des Hauses beisteuern wollen.

Wir freuen uns über Einreichungen:
1 Seite Projektdarstellung, 1/2 Seite Selbstdarstellung
Bis **20. April** an haunted@stwst.at

Mehr Infos: haunted.stwst.at



Infolab - news - Infolab - news - Infolab - news - Infolab - news - Infolab - news - Infolab - news - Infolab - news - Infolab - news

Internet will kill your soul

Information ist der Motor des Kosmos. Sie entfaltet sich seit der Supersymmetrie, spiegelt sich in ihren eigenen Strukturen und kehrt in transformierter Form immer wieder zu sich zurück. Deshalb bleiben wir aktuell im Maschinenraum und verlassen das Anthropozän: Operieren konsequent im mathematischen Raum, dort liegt in der klar definierten Struktur die Lösung bereits enthalten – Rechnen wird damit zur Entfaltung dessen, was logisch immer schon da war. Die biologische Evolution erscheint so nur als Hilfskonstrukt dieser strukturellen Bewegung.

Rebooting the Cosmos bedeutet daher nicht Neuerfindung, sondern als reine Struktur immer wieder neu gelesen – und die Zeit wird zur Illusion.

https://STWST.at/i/rebooting_the_cosmos



stwst infolab

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20

<http://versorgerin.stwst.at>



Petrograd, 8. März 1917

Bild: Gemeinfrei (CC0)



Teheran, 8. März 1979

Bild: Gemeinfrei (CC0)



Buenos Aires, 8. März 2017

Bild: Vastax (CC BY-SA 4.0)



Somalia, 8. März 2018

Bild: Public Domain (CC0)



Manila, 8. März 2024

Bild: Chlou (CC BY 4.0)



Mexico City, 8. März 2025

Bild: Wolacito (CC BY 4.0)



Foto: Meister Eder

INTERNATIONALER FRAUENTAG: ES REICHT!

- ☑ Gleicher Lohn für gleiche Arbeit
- ☑ Konsequente Umsetzung der Lohntransparenz
- ☑ Gerechte Aufteilung unbezahlter Care-Arbeit
- ☑ Keine Zurückdrängung in traditionelle Rollen
- ☑ Ausfinanzierung des Sozial- und Gesundheitswesens

Stefanie Breinlinger, Sozialarbeiterin,
GLB-Landesvorsitzende OÖ

MUT ZUM WIDERSTAND!

Gewerkschaftlicher Linksblock OÖ, Melicharstraße 8, 4020 Linz
Telefon +43 732 652156, Mail ooe@glb.at, Web www.glb.at

GLB

BEZAHLTE ANZEIGE

Becoming unreadable?

AMRO searches for strategies to hide from AI, but also for developing other means of computation. By *Davide Bevilacqua*.

Currently in the making for the servus.at crew is the next edition of the community festival AMRO (Arts Meets Radical Openness). The festival will take place from 13th to 16th May at the *afo - architekturforum oberösterreich*, *Stadtwerkstatt*, *MAERZ Gallery* and the *Kunstuniversität Linz*, as well as a few independent locations across the city centre, including *BB15 - Space for Contemporary Art*, */dev/loI*, *DH5*, *Willy*Fred* and *Raumschiff*.



Image from the self-maintained datacenter at servus.at

Titled ‘Becoming Unreadable’, the upcoming edition of AMRO invites its community to reflect on and engage with the concepts of invisibility, unreadability, ungovernability, and uncomputability in the current techno-political moment, which is dominated by AI and the strengthening alliance between big tech and conservative politics. For AMRO, becoming unreadable is a strategy to react to tendencies and philosophies connecting digital networks, labour dynamics, political discourse, social spheres, the economy and much else currently perceived as part of an interconnected crisis. In its call for participation, AMRO refers to this as the ‘toxic dimensions of contemporary hyper-visibility’, a term which is not yet widely used in critical discourse, but which can be useful for reflecting on the relationship between vision (meaning mostly computational vision) and how visibility and being seen have become central features of social and political dynamics. The festival asks what the consequences of such tendencies are for society and individuals, and envisages radical forms of media arts discourse and practices grounded in a logic other than the accumulation of data, computing power and wealth. Perhaps these could offer a basis for refusing hyper-visibility through privacy and digital self-determination.

A first read on visibility and being visible is a sociocultural one, dealing with the effects of social media platform dependencies. This has been arguably always important in cultural work, politics and economy, which are fields where being present and being recognized play a role in succeeding - or not. Visibility (or coolness) has often formed a ground for social capital. The past decades of social network platform dominance, however, strengthened so much the equation of being visible with being successful, that non-engagement in that game is now almost unthinkable, also outside strictly professional needs. This is not only a form of computer-aided vanity or algorithmic egocentrism that slowly erodes the social cohesion because everyone only thinks for themselves. The pervasive logic of self-narration, authenticity, and self-made-ness has reached a point where mediated representation is fully integrated with action. In the 2023 Research Lab on platform labour and interveillance dynamics, we observed several variations of the theme of surveilled labour with S(f)ia Braga, in which, when one only exists while streaming, one can no longer exist without the big tech corporate platform for streaming. Performed on a global scale, this renders the social and political unthinkable outside of proprietary spaces such as Facebook and Instagram. Due to the relative ease of adoption and low operational costs, we have forgotten how to plan and trust things to work outside these digital architectures, something that we need to restructure and relearn. AMRO and Servus have

addressed this issue in various formats in which we have participated over the years, including the *Cloud Clinic*, *#endofIO* and *Digital Depletion Strikes*, to name a few.

The global-scale psyop masterpiece that convinced humanity to voluntarily hand over all their data to the machine is closely linked to the other layer of visibility that AMRO considers: the extractive vision that powers AI. Almost 10 years ago, *Vladan Joler* and *Kate Crawford* summarised this in their concept of ‘new extractivism’, whereby data collection is fundamentally coupled with the material excavation of rare earths to create new GPUs. Together, they reach »the furthest corners of the biosphere and the deepest layers of human cognitive and affective being« (<https://anatomyof.ai/>, 2018). Vision also means control through concepts and metaphors. In her 2021 »Atlas of AI«, Crawford effectively describes AI as the new logic that reorganises the entire global production system through a common paradigm. Maybe it did not feel that concrete back then, but just a few years later, we can see how entire economic sectors have now reorientated towards the AI rush. Rare earths, copper and lithium are becoming geopolitically increasingly relevant. The majority of hardware and software ecosystems have turned to AI, following investments and the promise of revenue. Finally, the sheer volume of exploitative human labour involved in data labelling, content moderation, and overseeing machines continues to expand as the forced adoption of LLMs and chatbots becomes increasingly pervasive.

»The field of AI is explicitly attempting to capture the planet in a computationally legible form. This is not a metaphor so much as the industry’s direct ambition. The AI industry is making [...] a centralized God’s-eye view of human movement, communication, and labor. Some AI scientists have stated their desire to capture the world and to supersede other forms of knowing.« (Crawford, 2021)

Many people just want to be able to hide from this totalitarian ideology, perhaps by following the tips from Hito Steyerl in *How Not to Be Seen: A Fucking Didactic Educational .MOV File* (2013). This video work focuses on evading surveillance by hiding within the vast amount of images being created and circulated, and on the idea of people turning into images. In the age of AI, the number of images available has grown exponentially, with synthetic representations completely replacing real people. This does not guarantee invisibility, as Steyerl discovered when she prompted Stable Diffusion to generate an image of herself, the result being an inaccurate and racist depiction of the artist. (see: Hito Steyerl »Mean Images« in NLR 140/141, March-June 2023¹).

What AMRO wants to discuss is how to envisage possible ways out, both technically and, most importantly, culturally. The point is not to try to become literally invisible by avoiding having our images go online. The

machine will always claim that it can represent us, and misrepresentation can easily be justified as a hallucination or countered with the argument: »We need more images of you to be faithful«. The idea that we need more data and more computing power to make the machine work better has already been proven wrong a number of times, yet it remains deeply rooted in our understanding of technology. Becoming invisible or unreadable is an attempt to question the feeling that we have no alternatives to planetary-scale networks, extraction, and the forced adoption of algorithmic logic to regulate social and political aspects of life.

At our community festival, we therefore want to discuss the

possibilities of refusal and resistance: how can we avoid being forcefully or manipulatively extracted from our identities, data, ideas, and work? Not being included in training datasets can be seen as a cultural and political act that aims to prevent us from giving up our representation and that of our work to a statistical machine.

Furthermore, given that major corporations dealing with AI have ruthlessly exploited all publicly accessible content on the web, we must reconsider what it means to publish and make things public online. At this point we should finally accept that the promise of reaching everyone online is mostly unrealistic or undesirable, and that joining large corporate networks will not automatically increase the visibility of our thoughts.

Therefore, in the age of AI scraping, the concept of public access must be reconsidered. This involves creating strategies to hide from the all-seeing eye of the machine and adopting measures to make our data and products inaccessible to AI data collection. One simple measure would be to lock web content behind a login, requiring readers to register and log in, thereby regulating access but potentially losing part of the casual audience browsing the web.

One interesting strategy to avoid such login walls is to implement systems of AI sabotage, i.e. software that can tell whether a page is being fetched by an AI scraper or a regular user. A comprehensive list has been published by the Algorithmic Sabotage Research Group², an activist collective that is heavily involved in conceptualising and developing counter-technological practices. Their list, »Sabotage in the Age of AI«, features a series of server-side tools that analyse web server requests. Where the software detects that the client is a potential AI scraper, it automatically delivers content to confuse the spider, trapping it in an endless series of nonsense articles and rendering their collection useless. The software can also try to poison the data and disrupt the training process by delivering carefully developed data artefacts that aim to break or halt computing processes.

Nevertheless, technical implementations cannot solve the problem alone; they require much wider awareness and discussion of autonomy, digital independence, and the deconstruction of computational habits and the unreflective use of digital resources. They also require an approach to digital technologies that is truly ethics-oriented. This is also a theme that has developed across AMRO editions, which focus on permacomputing practices and, more broadly, community-oriented digital infrastructures³. Such works reconnect the technological with the social, offering the potential to disengage from exploitative digital networks and reimagine computation as a collective endeavour.

[1] <https://newleftreview.org/issues/ii140/articles/hito-steyerl-mean-images>
[2] <https://algorithmic-sabotage.gitlab.io/asrg/sabot-in-the-age-of-ai/>
[3] See the monthly bulletin publication »almanac.sh«, currently accessible at <https://publications.servus.at/2026-almanac.sh>

Davide Bevilacqua is a media artist and a curator interested in network infrastructures and technological activism, as well as in curatorial and artistic research about the framework conditions in which artistic practice is presented and transmitted to the audience. His current topics of research are the environmental impact of technology and internet sustainability, digital greenwashing practices and platform capitalism. Davide coordinates servus.at cultural program since 2018. <http://www.davidebevilacqua.com/>
<https://core.servus.at/>

Art Meets Radical Openness 2026
BECOMING UNREADABLE
13th-16th May 2026

13th May: festival opening at afo - architekturforum oberösterreich
14th–16th May: lectures, workshops, performances, nightline in afo - architekturforum oberösterreich, Stadtwerkstatt Linz, MAERZ galerie, SPLACE, bb15 – space for contemporary art.
Full program and registration links will be available mid April at <https://radical-openness.org>



servus.at thanks its Main Sponsor 2026-2028

Das ganze Schiff vibriert

Einblicke in *Olivia Kudlichs* Arbeit: Y4HK, über das Leben an Bord des Kultur.Raumschiffs MS Stubnitz.

Olivia Kudlich hat es im Sommer 2023 von Linz nach Hamburg gezogen, um sich der Besatzung der MS Stubnitz anzuschließen. Nun präsentiert die Studentin der Studienrichtung Raum&Designstrategien vom 19.-21. Mai in der STWST ihre Abschlussarbeit Y4HK, die ihre Zeit auf dem soziokulturellen Veranstaltungsschiff thematisiert: Ankommen, Kampf gegen Orientierungslosigkeit, einsetzender Alltag, Zustände des Treibens, kollektive Transformation: Es geht um »die Dokumentation von Erfahrungen und Projekten, die an Bord des Kultur.Raumschiffs MS Stubnitz realisiert wurden«.

Olivia Kudlich hat für die Versorgerin außerdem ihr persönliches Ankommen in Bezug auf Stubnitz und STWST reflektiert:

Als ich vor zweieinhalb Jahren über einen STWST-Kontakt zur Stubnitz kam, schien die Verbindung logisch: ähnliches Programm, ähnliche Haltung und mit Armin Medosch sogar eine prägende Figur der

MS Stubnitz, die auch Verbindungen zur STWST hatte. Umso überraschender war es, dass an Bord der Stubnitz kaum jemand die STWST kannte. Das einzige Indiz dafür, dass die beiden Projekte sich kennen, war ein Sticker der Versorgerin auf der Tür zum Büro. In Linz dagegen kannten viele aus dem erweiterten STWST-Umfeld die Stubnitz entweder vom Hörensagen oder von früheren Besuchen. Die Frage, die sich mir dadurch von Anfang an gestellt hat: Wie kann es sein, dass sich die STWST mit der Stubnitz verbunden fühlt, jedoch auf der Stubnitz kaum jemand die STWST kennt?

Acht Jahre habe ich in Linz gelebt und studiert. Ich habe mich mit Freund*innen im Café Strom getroffen, Nächte im Saal der STWST durchgetanzt und natürlich kam es auch mal vor, dass ich im Backstage gelandet bin und mich bis in die Morgenstunden verquatscht habe. Jedoch habe ich aber nie wirklich Zugang zu der direkten STWST-Struktur gefunden. Auf der Stubnitz habe ich das Gegenteil erlebt.

Durch eine Mail einer Studienkollegin, die im Café Strom gearbeitet hat, wurde der Kontakt zur Stubnitz aufgenommen. Wir wurden gleich eingeladen, konnten bleiben und waren von heute auf morgen ein Teil der Crew. Es ist absurd, denn erst durch die Beziehung zur Stubnitz fand ich den Anschluss zur STWST. Heute erlebe ich hier viel Offenheit, Unterstützung und Vertrauen. Es werden Projekte ermöglicht, die zum Beispiel auf der Stubnitz nicht realisierbar wären. Da heißt es häufig: »Gute Idee, jedoch kein Budget und zu viel Arbeitsaufwand.« Es zeigen sich zwei Realitäten: In einem Projekt ist es schwer, Anschluss zu finden – wenn es ihn gibt, wird dir aber viel ermöglicht. Im anderen Projekt findet man leicht Anschluss, jedoch ist eine Realisierung einzelner Projekte extrem schwer.

Wir lassen das als Stimmungsbild mal so stehen.

Nun folgend eine Montage, die Olivia Kudlichs Masterarbeit entnommen ist.

Ich wache auf und frage mich: Was ist das denn für ein Lärm? Ich gehe an Deck und sehe, dass neben uns unterschiedlichste Schiffe liegen. Eine Person in Matrosenkleidung läuft mit Trompete aufs Peildeck, andere folgen. Plötzlich setzt sie an, schief und völlig daneben. Die anderen singen dazu, genauso schräg. Es wirkt wie ein absurdes Theaterstück, lächerlich und großartig zugleich. Pia und ich stehen auf dem Brückendeck und halten eine Flagge der Parade gegen den Wind, damit man sie sehen kann. Es fühlt sich alles so surreal an, plötzlich kann ich es kaum zurückhalten und beginn zu lachen. Pia zieht mit. Ich lache so sehr, dass mir der Bauch weh tut. Was soll das Ganze hier?

02 MAI 2024
Immer wieder gibt es Momente wo Hans ein Konzert hier an Bord nicht gefällt, dann zieht er sich im Maschinenraum zurück und hört ganz laut seine Musik. Ich finde es sind immer sehr schöne Momente. Es zeigt wie man einen Ort für sich nutzen kann. Das Schiff ist wie ein riesiger Spielplatz an dem sich jeder seine Bedürfnisse erfüllen kann. Gestern sind einige von uns zusammen im Maschinenraum gestanden, haben getanzt und getrunken.
Das sind die Momente, die ich zu diesem Projekt so liebe!
Alle erfüllen sich ihre Bedürfnisse und teilen schöne Momente zusammen.



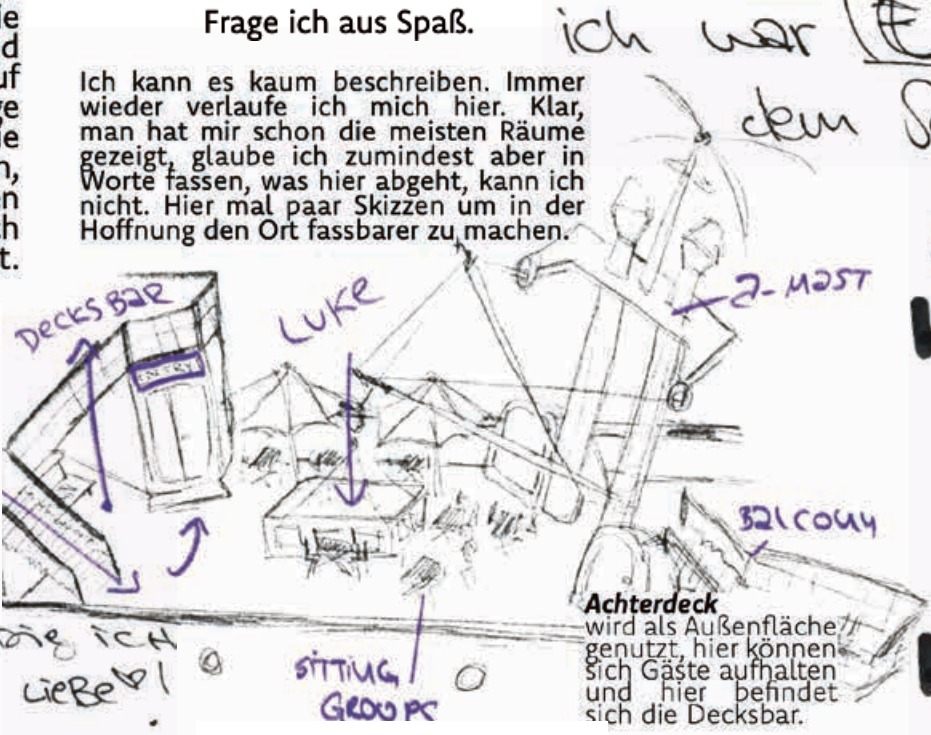
Die Tage sind sehr unterschiedlich aber auch gleich. Pia und ich hängen viel mit Lars ab. Tagsüber geht es meist um Instandhaltung oder irgendeine Baustelle, abends sitzt man gemütlich zusammen, trinkt Bier, schaut sich den Sonnenuntergang an und manchmal machen wir Outdoor-Kino. Sie beginnen ineinander zu verschwimmen...

DIESES SCHIFF GEHÖRT BEWEGT!

Bin ich jetzt Seefrau?

Frage ich aus Spaß.

Ich kann es kaum beschreiben. Immer wieder verlaufe ich mich hier. Klar, man hat mir schon die meisten Räume gezeigt, glaube ich zumindest aber in Worte fassen, was hier abgeht, kann ich nicht. Hier mal paar Skizzen um in der Hoffnung den Ort fassbarer zu machen.



Plötzlich, fahren wir mitten auf der Elbe. Hamburg zieht an uns vorbei. Was für ein Blick. Ich fühle eine totale Zufriedenheit in meinem Körper.

Es geht nicht nur mir so, alle werden ruhig und genießen den Moment.



Nebel. Ich schließe die Augen. Mein ganzer Körper vibriert. Ich spüre die Stubnitz, den Stahl, das Scheppern, die Kälte, die Hitze, die Wucht des Sounds. Für einen Moment bin ich nicht mehr nur Zuschauerin. Ich bin Teil des Schiffs. Teil einer Maschine aus Klang und Bewegung. Als die Show endet fühle ich mich völlig benebelt aber nicht vom Nebel selbst.

Und wiederum:

LINZ
HAMBURG
LINZ
HAMBURG
LINZ
HAMBURG
LINZ
HAMBURG

Ich beginne mich richtig zu vertiefen. Offne Schubladen die gefühlt schon 100 Jahre niemand mehr geöffnet hat. Entdecke Fotos, die viele an Bord gar nicht kennen. Ich lege mir einen Stapel Bilder zurecht, die ich nicht einordnen kann und nehme sie mit in die Messe. Mathias und ich sitzen bestimmt zwei Stunden über den Fotos, versuchen Orte und Situationen zu verorten. Erst Athur kann uns erklären, wo sie aufgenommen worden sind. Das Schiff sieht heute einfach ganz anders aus als damals.

Olivia Kudlich studiert (noch) Raum&Designstrategien auf der Kunstuniversität Linz und ist v.a. daran interessiert, temporäre Veranstaltungsorte zu kreieren, die einem das Vergehen der Zeit vergessen lassen. In ihren Projekten setzt sie sich mit gesellschaftskritischen Themen, dem kollektiven Zusammenarbeiten und dem Transformieren gegebener Räumlichkeiten auseinander. Derzeit lebt und arbeitet sie auf dem Kultur.Raumschiff MS Stubnitz in Hamburg. @oliviakudlich

OLIVIA KUDLICH:
DAS GANZE SCHIFF
VIBRIERT

19.-21. MAI: AUSSTELLUNG
FOYER DER STWST, 1. STOCK

21. MAI, 19:00 UHR – PERFORMANCE
UND PRÄSENTATION, SAAL DER STWST

VERSORGERIN

ZUR CONNECTION VON MS STUBNITZ UND STWST

Die MS Stubnitz ist ein hochseetaugliches Industriedenkmal und schwimmender Kulturort in der Hamburger Hafencity. Das Schiff steht seit Jahrzehnten für Non-Mainstream-Kultur und prägt das Hamburger Stadtbild. Connections zur Stadtwerkstatt gab und gibt es vor allem durch eine Geschichte seit den 1990er-Jahren: Die Auseinandersetzungen mit Kunst, Medien und autonomer Struktur führten da und dort zu verschiedenen Ausformungen, die immer wieder in Verbindung standen. In Linz hat sich die Thematisierung von autonomen Zonen, Kunst und Medienkunst innerhalb einer Theorie und Geschichte neuer Kunstkontexte manifestiert, sowie seit den 2010er-Jahren auch ganz praktisch rund um das Stadtwerkstatt-Schiff Eleonore.

Klang im Expressway to yr Skull

Yuri Landman baut unter anderem Gitarren. Anlässlich seines Auftritts im Dezember letzten Jahres in der STWST traf ihn *heinrichantonschule* zum Gespräch.

Nein, Eric Clapton habe ihn noch nie in Albträumen heimgesucht, sagt Yuri Landman. Ganz abwegig erscheint eine solche nächtliche Begegnung mit dem Gitarristen Mr. »Slowhand« Clapton nicht, steht dieser doch für jene Gitarrenkultur, GEGEN die sich seit den späten 1970er-Jahren ein großer Teil der alternativen Popmoderne definiert hat: Virtuosität, Perfektion, bluesrockige Authentizitätsgesten, technisch makellose Soli. Die ganze Ideologie der musikalischen Meisterschaft. Eine Ideologie, die seit Punk unter Generalverdacht steht, und die nicht einfach zerstört, sondern ersetzt wurde – durch eine andere: Energie statt Können, Haltung statt Handwerk, Ausdruck statt Beherrschung.

Der 1973 geborene Musiker, Instrumentenbauer, Musikpädagoge und Comiczeichner Yuri Landman gehört zu jener Generation, die diese Verschiebung bereits als historische Tatsache vorfand. Seine musikalische Sozialisation begann nicht mit Gitarrenhelden, sondern mit Dunkelheit. »Als ich etwa 10 Jahre alt war, hörte ich ‚Pornography‘, das vierte Album von The Cure. Mein Bruder hatte die Platte. Für mich war das ein Noise-Album. 1991 entdeckte ich dann Sonic Youth«, erzählt Yuri Landman. »Ein Jahr später kaufte ich meine erste Gitarre, weil ich diesen dunklen, bösen Sound machen wollte, der meinem Geschmack entspricht.«

Virtuosität sei für ihn von Anfang an nie das Ziel gewesen. »Clapton, Jimi Hendrix oder David Gilmour – sie spielen Akkorde, Soli, und man muss fünf Jahre oder länger üben, um dieses Niveau zu erreichen. Ich habe schnell gemerkt, dass ich einfach Sound machen will. Diese düstere Atmosphäre von Throbbing Gristle, Sonic Youth oder Joy Division. Joy Division sind großartig, weil sie sehr einfache Melodien haben – und darüber diese schreiende Gitarre. The Cure haben irgendwie ähnliche Muster, und Sonic Youth treiben das, würde ich sagen, auf die nächste Stufe. Anders gesagt: ‚I Wanna Be Your Dog‘ von Iggy Pop berührt mich mehr als zum Beispiel die Songs von Eric Clapton. Es ist einfach so – es trifft mein Herz nicht.«

Sweet Spots im Lärm

Trotz der Nähe zu Noise-Ästhetiken wirkt Landmans Musik selten destruktiv. Sie ist eher eine Suche nach Balance – zwischen Chaos und Ordnung, Spannung und Auflösung. »Wenn man über Punk spricht, etwa über die Sex Pistols: Sie haben Technik weggeworfen und durch sehr einfache Songstrukturen ersetzt. Sonic Youth kamen aus der New Yorker No-Wave-Szene und gingen noch weiter. Sie haben die Werte eines Popsongs dekonstruiert und quasi von vorne begonnen – Gitarren auf dem Boden, darauf trommeln, solche Dinge.«

Was Yuri Landman dabei faszinierte, war nicht nur die Attitüde, sondern die Physik, die Mathematik dahinter. »Ich dachte, dass Sonic Youth beim Präparieren ihrer Gitarren physikalische Gesetze anwenden. Und als ich später Lee Ranaldo und Thurston Moore (Anm.: die beiden waren Gitarristen bei Sonic Youth) kennenlernte, bestätigten sie mir genau das. Sie klemmen Drumsticks zwischen die Seiten, und das wirkt sehr punkig, sehr nihilistisch, sehr dadaistisch. Fluxus ist, würde ich sagen, ebenfalls eine Referenz. Aber wenn man den Drumstick genau in der Mitte der Saite platziert, also auf halber Saitenlänge, dann befindet man sich auf der Oktave, und dann erhält man diese wirklich eleganten, harmonischen Klänge.«

Diese Verbindung von Radikalität und Schönheit sei entscheidend, findet Landman: »Wenn man die Musik von Sonic Youth hört, hört man diesen extremen Lärm, diese extrem radikale Musik. Aber in dieser Radikalität steckt etwas Träumerisches, das sehr atmosphärisch ist, sehr mystisch, aber auch sehr beruhigend und meditativ. Und das liegt daran, dass sie die Sweet Spots von Musik und Physik gefunden haben.«

Instrumentenbau für Klangforscher:innen

Ausgangspunkt für Yuri Landsmans Beschäftigung als Instrumentenbauer war eine praktische Irritation. Präparierte Gitarren klangen zwar interessant, aber sie blieben unzuverlässig – zufällige Resultate, schwer reproduzierbar. Also baute Landman 2001 sein erstes eigenes Instrument. Nicht aus Ingenieursdrang, sondern aus dem Wunsch nach Kontrolle über das Unkontrollierbare.

Seither entstanden Instrumente für Künstler:innen und Bands wie eben Sonic Youth, Einstürzende Neubauten, Liars, dEUS, Melt Banana, Rhys Chatham, Ex-Easter Island Head, Half Japanese oder Blood Red Shoes –

Musiker:innen also, die Klang als Forschungsfeld denken. Landmans Instrumente funktionieren dabei selten als fertige Werkzeuge; sie bleiben offene Versuchsanordnungen, physische Denkmodelle für musikalische Möglichkeiten.

Parallel entwickelte sich eine zweite, vielleicht noch zentralere Praxis: die Vermittlung. Seit 2009 gab der Niederländer Landman mehr als 200 Workshops und Vorträge zum DIY-Instrumentenbau in Europa und den USA – an Musik- und Kunstuniversitäten, bei Festivals, in Konzerthäusern und Kunsträumen. Instrumentenbau erscheint darin



Yuris Instrumente

nicht als Spezialdisziplin, sondern als kulturelle Kompetenz: als Einladung, Klang selbst zu produzieren. In Linz war Landman im Umfeld des Tangible Music Lab tätig, das an der Kunstuniversität Linz angesiedelt ist. Das Labor verbindet künstlerische Forschung mit Technologieentwicklung und untersucht unter anderem, wie Musik durch physische Interfaces erfahrbar wird – durch neue Instrumente, Sensorik, elektronische Klangerzeugung oder performative Installationen.

Für den Instrumentenbauer Landman spielt die harmonische Reihe oder Obertonreihe eine zentrale Rolle. »Manche meiner Instrumente sind Varianten von elektrischen Zithern, wie sie Glenn Branca oder Harry Partch verwendet haben. Die harmonischen Reihen erzeugen diesen mystischen, atmosphärischen Klang. Danach suche ich.« Dem gegenüber stehe maximale Dissonanz, so Landman: »Das Gegenteil der harmonischen Reihe ist der dissonanteste Punkt. Dann bekommt man reines Chaos. Harmonie bedeutet einfache Frequenzverhältnisse, Dissonanz komplexe.«

Sein Ziel sei aber nicht reiner Lärm, sondern Kontrast. »Noise baut Spannung auf, aber es braucht auch Momente der Entspannung. Sehr dissonante Töne – und dann die Auflösung in reine Harmonie. Diese Balance versuche ich zu erreichen. Es gibt ruhige, meditative Passagen, dann Explosionen.«

Landmans Instrumente entstehen aus einer Mischung aus DIY-Ethos und akustischer Forschung. Ausgangspunkt war zunächst Pragmatismus: »Am Anfang hat man kein Geld, also arbeitet man mit billigen Materialien.« Daraus entwickelte Landman eine ästhetische Haltung, die an Arte Povera ebenso erinnert wie an Duchamps Ready-mades. Typisch ist der Einsatz günstiger Materialien aus dem Baumarkt oder gefundener Objekte: Holzreste, Metallteile, Alltagsobjekte. Entscheidender als Materialwert sei die akustische Idee. »Ich brauche kein 50 Jahre altes Holz aus Indonesien, nur weil es angeblich besser klingt. Schnelle, effiziente Lösungen interessieren mich mehr.«

Ein Beispiel ist sein Einsatz von Cola-Flaschen als Schlaginstrumente: »Für mich ist eine starke Botschaft ans Publikum: Man braucht keine 5000-Euro-Gibson. Man kann auch einfach ein paar Coca-Cola-Flaschen kaufen, Kontaktmikrofone für einen Euro daran befestigen und damit eine bemerkenswerte Performance machen. Und der Klang einer Coca-Cola-Flasche ist fantastisch. Pepsi ist übrigens auch gut, kommt aber nicht ganz an Coca-Cola heran«, lacht Landman. Instrumentenbau wird so zu einer demokratischen Geste: Musik als etwas, das jeder gestalten kann – unabhängig von Markt und Industrie.

Lehrer statt Popstar

Diese Haltung prägt auch Landmans beruflichen Weg. Über viele Jahre arbeitete er vor allem als Dozent an Kunsthochschulen. »Das habe ich

etwa 15 Jahre lang gemacht.« Die Rolle sei organisch gewachsen: »Als junger Mensch war ich Fan der Punk-Ästhetik: Keep it simple, arbeite schnell, direkt, mit Energie statt Virtuosität. Dann begann ich Instrumente zu bauen – und irgendwann unterrichtete ich das.«

Der akademische Kontext passe besser zu seiner Arbeitsweise als die Musikindustrie, findet Landman. »Wenn du ein kleiner Künstler bist, bekommst du schlechte Deals. Du bist immer das letzte Glied in der Kette. Das Spiel nervt mich.« Stattdessen bevorzuge er Workshops und kleine Konzerte: »Ich unterrichte drei oder vier Tage an einer Kunstakademie, werde fair bezahlt, reise herum. Dann spiele ich in einer Kneipe hundert Meter entfernt für zwanzig Leute. Das passt zu mir.«

In einer Zeit, in der musikalische Produktion zunehmend entmaterialisiert wird – Software, Plugins, virtuelle Instrumente, Algorithmen – wirkt Yuri Landmans Arbeit beinahe anachronistisch. Holz, Metall, Saiten, Resonanzkörper. Dinge, die Gewicht haben. Dinge, die Widerstand leisten.

Doch gerade in dieser vermeintlichen Rückständigkeit liegt möglicherweise ihre Aktualität. Denn sie erinnert daran, dass Klang kein abstraktes Datenereignis ist, sondern ein physischer Vorgang: Schwingung, Reibung, Berührung. Musik entsteht hier nicht im Rechner, sondern im Kontakt zwischen Material und Körper. Im

besten Fall bahnt sie sich dann ihren Weg »expressway to your skull«, wie Sonic Youth einen ihrer wirkmächtigsten Songs nannten.

Dass diese Referenz in Linz mehr ist als nur Popgeschichte, zeigt ein kleines Detail der lokalen Erinnerungskultur. Ältere Semester konnten Sonic Youth bereits in den frühen 1980ern in der alten Stadtwerkstatt erleben – lange bevor die Band zum Kanon der alternativen Musikgeschichte gehörte. Wer heute die Stufen zum Saal hinaufsteigt, begegnet einem Plakat, das daran erinnert.

Das Konzert mit Yuri Landmann fand im Rahmen des Tangible Music Clubs statt, an folgendem Abend:
TANGIBLE MUSIC CLUB IX
Obi Blanche + Federico Visi +Yuri Landman
Stadtwerkstatt, Mi, 17. Dez 2025, 19 Uhr

heinrichantonschule ist Texter, Autor und DJ vorwiegend in Linz.

DER TANGIBLE MUSIC CLUB

Der **TANGIBLE MUSIC CLUB** ist eine Reihe mit mehreren Konzerten im Jahr, die als Kooperation zwischen dem Tangible Music Lab und der Stadtwerkstatt läuft. Die Veranstaltungs- und Performancereihe forciert die Netzwerke für Interaktive Elektronische Musik in Linz und thematisiert den Trend zu selbstgebauten elektronischen Musikinstrumenten sowie Interfaces in den zeitgenössischen Musik- und Clubszenen. Das Tangible Music Lab, die STWST und die eingeladenen Artists stellen Projekte vor und treiben die Entwicklung gemeinsamer Präsentationsformate für neuartige Musikinstrumente voran.

DIE NÄCHSTEN TERMINE IN DER STWST:

Mittwoch 18. März, 19:00
Dienstag 14. April 19:00
Dienstag 19. Mai 19:00
Dienstag 16. Juni 19:00
Line-up tba.

MEHR INFOS:

https://newcontext.stwst.at/projects/tangible_music_club oder auf den Clubseiten der STWST



Der Frühling ruft im Zweitakt

Noch ruht die Gartenarbeit. Aber es ist definitiv nur die Ruhe vor dem Sturm. Weniger vor einem Frühjahrssturm als vor dem überbordenden Tatendrang des letzten linken Kleingärtners. In der zweiten Märzhälfte ist es wieder soweit. Dann nämlich, wenn die ersten Sonnenstrahlen den Frühling an- und das große Versprechen vom neuen Glück verkünden. Das eigene gärtnerische Lebensgefühl gleicht dann einer Auferstehung aus der Tristesse der winterlichen Grautöne. Die ersten Sonnentage sind unweigerlich wie Boten, die die neuen Taten von unsereinem ankündigen. Und ein klein wenig Sonne brachte auch schon der Februar; und vereinzelt sogar satte zweistellige Temperaturen.



Foto: CCO Public Domain

Jetzt kommt es darauf an, dass der Kleingärtner im Herbst alles perfekt für die Aussaat im Frühjahr vorbereitet hat. Okay, dieses Bild mit der perfekten Vorbereitung würde zwar nicht jede Prüfung bestehen, aber Schwamm darüber. Da wollen wir mal keine großen Worte verlieren, dass es mitunter nur ein Traum ist. Das bleibt unter uns. Fürs Image zeichne ich lieber das Bild von atemberaubender Vorbildlichkeit: Im Herbst habe ich die abgeernteten Beete sauber umgegraben, reichlich Kompost eingearbeitet und zum Schluss die offenen Beete noch mit Laub bedeckt, das die Bäume im Herbst verlieren. Das ist nährstoffreiche Biomasse, die man auch mit viel Motorengetöse via Laubbläser wegpusten kann und dabei den Nachbarn tierisch auf den Zeiger geht. Aber klüger ist es allemal, das heruntergefallene Blattwerk wieder dem Boden zuzuführen. Es ist kostenloser Dünger. Pathetisch gesprochen, ein Geschenk des Himmels. In den Beeten des letzten linken Kleingärtners hat also auch der Himmel seinen Platz. So wartet der Boden auf die nächste Phase der Bearbeitung und Liebkosung, die Aussaat. Traditionell zwei der ersten Gemüsesorten, die ich säe, sind Zuckererbsen und Dicke Bohnen. Beide sind großartige

Eiweißproduzenten und hart im Nehmen. So sehr im März sich die Sonne schon ab und an blicken lässt, so kalt ist dennoch der Boden und so kalt sind auch traditionell noch ein paar März- und Apriltage. Aber den Bohnen und den Zuckererbsen macht dies nichts aus. Im Gegenteil, man kann sie auch schon Ende Februar aussäen; aber bis Mitte März reicht völlig. In der zweiten Junihälfte sind sie erntereif. Zusätzlich sind beide Pflanzen recht anspruchslos und brauchen keinen oder wenig Dünger.

Die Dicken Bohnen spielen auch in der Landwirtschaft eine Rolle. Dort können sie als Eiweißträger Ersatz für Soja sein. Von Ausnahmen abge-

sehen - wie Donau Soja aus Europa - kommt dieses meist aus dem globalen Süden und wird in Monokulturen angebaut. Dass dazu ordentlich Regenwald abgeholzt und Bauern von ihrem Land vertrieben wurden - »freiwillig« oder durch Paramilitärs -, geschenkt. Ein bisschen Kollateralschaden lässt sich halt im Kapitalismus nicht vermeiden. Einige wenige Milchbauern in Europa bauen Dicke Bohnen als Ackerbohnen an. Dies geht einher mit einer leichten Reduzierung der jährlichen Milchleistung bei gleichzeitiger Erhöhung der Herdengesundheit.

Apropos Frühjahr und Aussaat. Da nähert sich in meiner kleinen Welt ein Ereignis, das für einen Kleingärtner meines Schlages fast eine kulturelle Bedeutung hat. Spätestens Anfang Mai, also dann, wenn der Frühling mit seinen Sonnentagen und ergiebigen Regengüssen so richtig Fahrt aufgenommen hat, kommt der eine große Moment, auf den ich schon wochenlang hin fiebere und mir die zentrale Frage stelle: Springt er an oder treibt er mich zur Weißglut? Es ist der Tag, an dem ich meinem geliebten Zweitakt-Hochgrasmäher wieder seine jährliche

Auferstehung gönne und ihn aus dem Winterschlaf reiße. Ja klar, im TV sieht das alles locker aus. Jedenfalls frei von Problemen. Schweiß fließt dort nicht und fluchende Kleingärtner kommen dort nicht vor. Wenn ich Bekannten von meinen nicht enden wollenden Glücksgefühlen erzähle, wenn der Mäher nach dem dritten oder vierten Ziehen des Starterseils anfängt zu tuckern und nach einigen Sekunden dann ordentlich hochdreht, ernte ich verständnislose Blicke. Aber für mich ist der startende Mäher ein Glücksversprechen für eine bessere Zukunft im Garten. Jedenfalls mähe ich damit die Wiese, die meinen Garten umgibt. Und weil ich gefühlt noch in der Übung bin vom letzten Jahr, als ich herabgefallenes Laub auf die offenen Beete legte, mache ich jetzt das gleiche mit dem ersten Grasschnitt. Der ist im Gegensatz zu den folgenden Schnitten recht nährstoffreich. Ich sammle das Gras ein und verteile es auf die offenen Beete im Garten. Das Gemüse und die Salate werden es mir mit einem üppigen Wachstum danken. Die Ernte ist das A und O im Leben eines Kleingärtners. Schließlich baue ich nicht aus Spaß das ganze Gedöns an, sondern will Ergebnisse für den Kochtopf. So finden mein Garten und mein geliebter Zweitaktmäher im Frühling zueinander und bleiben in meinem Kosmos ein unzertrennliches Paar. Verbrennerverbot hin oder her.

Drei Praxistipps:

1. Liebe deinen Zweitaktmäher.
2. Baue Dicke Bohnen an.
3. Freue dich auf die Ernte.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX und im Wochenmagazin FORUM.

Alles sehen. Alle Museen.

Eine Karte, die
alles abdeckt,
zumindest kulturell.



Linz-Kulturcard-
365 um nur
55€

kulturcard-linz.at

TAKE A RISK
VISIT LINZ

Widerstand schreiben

Am 8. April lesen *Brigitte Rath* und *Andreas Pavlic* aus ihren aktuellen Büchern in der Stadtwerkstatt. Hier ein Austausch zwischen beiden Texten.

Mit FREI DENKEN, FREI LEBEN, 2025 im Wiener mandelbaum Verlag erschienen, legt die Historikerin Brigitte Rath eine Biographie der Journalistin, Schriftstellerin und Aktivistin Olga Misař vor.

Biographiewürdigkeit wurde in der Geschichtsschreibung lange vorwiegend sogenannten großen Männern zuerkannt; sie beherrschten folglich die Forschungs- und Publikationslandschaft. Das Interesse an einer Frauen- bzw. Gendergeschichtsschreibung hat – langsam – zu einem veränderten Zugang in diesem Bereich geführt. Doch auch in der Herstory existiert ein Kanon, der sich an »bedeutenden« Frauen, häufig Herrscherpersönlichkeiten, ablesen lässt, deren Biographien aus kommerziellen Gründen bevorzugt zu runden Jubiläen erscheinen. Politisch bedeutsame Personen der zweiten Reihe rückten bisher seltener in den Fokus.

Andreas Pavlics Roman SELIGE UNRUHE, im März 2026 im Wiener Verlag Edition Atelier erschienen, beleuchtet Möglichkeiten und Wege zivilen Widerstands am Beispiel einer lang bestehenden Aktivistinnengruppe.

Carla legt den Brief auf die Seite, lehnt sich zurück. In Gedanken schweift sie durch die Vergangenheit, zurück zu ihrem Aufwachen in Funkberg, ihrer Kindheit, den Teenagerjahren, den ersten Partys im Keller des elterlichen Wohnhauses. Damals ist Gerda bereits dabei gewesen. Ihre wilde Zeit später, als sie Funkberg auf den Kopf stellten und gegen das Kraftwerk demonstrierten, mit Undercut und erhobenen Fäusten. Gerda und sie. Das ist ... das ist wirklich schon lange her.

Auch in FREI DENKEN, FREI LEBEN steht das Zurückblicken, genauer, die Art der Zusammensetzung der fragmentierten Vergangenheitsplitter, eine große Rolle.

Die Konstruktion einer Biographie ist nicht zuletzt von den vorhandenen Quellen abhängig. Im Verlauf der Recherchen stellte sich heraus, dass Olga Misař aufgrund ihrer Flucht aus Österreich während der Nazi Herrschaft und ihres Todes im englischen Exil keinen Nachlass hinterlassen konnte. Dennoch existiert ein Korpus von Materialien aus unterschiedlichen Entstehungszusammenhängen – journalistische und literarische Texte, private Briefe sowie einige Fotos. Somit tritt sie in unterschiedlichsten Textgattungen hervor – als Verfasserin politischer Artikel, einer Vielzahl von Briefen, von Kurzgeschichten und theoretischen Schriften. Solche Einzelschicksale bieten Möglichkeiten, differenzierte Aussagen über Erfahrungen, Alltäglichkeiten, Brüche und Kontinuitäten sichtbar zu machen und schützen vor allzu generalisierenden Festschreibungen. Sie vermitteln aus der Akteursperspektive, in welchem Ausmaß Geschichte jeweils nicht (nur) erlitten, sondern aktiv gestaltet und geformt wird. Sie zeigen, dass Fäden verknüpft – beispielsweise zwischen dem Privaten und



dem Politischen –, vorhandene Verknüpfungen erkannt sowie die Kontexte hergestellt und in die Analyse einbezogen werden müssen. Individuelle Handlungsspielräume beziehungsweise Handlungsmöglichkeiten werden sichtbar, ebenso wie sich gegebene Strukturen und Muster auf individuelle Leben auswirken. Handlungsmöglichkeiten sind je nach den historischen Kontexten unterschiedlich deutlich auszumachen und werden unter anderem durch sozialen Status, Geschlecht oder Alter beeinflusst. Sie ergeben sich auch aus den Netzwerken, in denen sich Personen verorten.

Vor dem Hintergrund des Resümierens von Zurückliegendem wird die Notwendigkeit des Handelns in der Gegenwart offensichtlich.

»Ich glaube, der gestrige Tag hat bewiesen, dass wir mutig sein müssen. Bezé hat es uns gezeigt. Wenn wir wollen, dass diese Machenschaften aufhören, müssen wir mehr tun, als ein Petitiönchen verfassen.«
»Aber Gerda, ganz im Ernst, wie stellst du dir das vor?«
Amela will nicht glauben, dass Gerda, die ja ansonsten so kluge Dinge sagt, wirklich vor dem Rathaus zelten möchte.
»Wir müssen die Menschen wachrütteln. Oder nicht? Erst wenn sie halbwegs munter sind, können wir inhaltliche Auseinandersetzungen führen und Anträge oder sonst was schreiben.«

Auseinandersetzungen, die auch zentral entlang der Kritik an Geschlechterordnungen verlaufen.

Mit der Kritik an den Herkunftsverhältnissen der zukünftigen Richterinnen kommt die Liebe ins Spiel und in der Folge eine Kritik an den Geschlechterverhältnissen. »Frauen, die selbst keine Liebeserfahrung besitzen oder die ihre Selbstdisziplin zum Entsagen zwang«, urteilten oft hart und unerbittlich gegen »Sünderinnen«. Es seien also nicht nur Männer, sondern auch Frauen, die eine rigide Sexualmoral vor allem vom eigenen Geschlecht einforderten, so die Autorin. Diese Frauen sollten die Geborgenheit des warmen Nestes verlassen.

Doch nicht nur über Geschlechts-, sondern auch Klassenzugehörigkeit...

Andere wiederum bemerkten, dass die gottgewollte Ordnung sie nicht vor Hunger, Seuchen und Kriegen schützte – waren wirklich ihre Sünden daran schuld? Die Preise stiegen, und die Steuern – lag es wirklich daran, dass sie zu wenig arbeiteten? Wer lebte denn in Saus und Braus und wer schuftete sich zu Tode? Wem knurrte abends der Magen und wer rülpste laut vor Zufriedenheit? Wer hatte Schwielen an den Händen und wer trug feinen weißen Stoff? Aber war es wirklich das, was Agnes sagen wollte? Was wollte sie?

Und vor allem: wie den Kampf bestreiten?

Der Kampf dürfe »nur niemals zur brutalen, äußerlichen Gewalt, nicht zur Herrschaft, Unterdrückung und Knechtung fremder Meinung führen, sondern er muß sich reiner, kultivierter, geistiger Kampfmittel bedienen.« Ein Messen der Kräfte führe zu Fortschritt, es komme nur auf die Formen an. Die kampfloose Methode führe zur Vertuschung der Gegensätze, der Kampf, der Differenzen bloßlege, hingegen zu schnellerer Verständigung. »Wir, die den Staat beseitigen wollen, müssen ihn bekämpfen und seine Fehler aufdecken. Wir kommen ohne Kampf gegen seine Anhänger, gegen Bürokraten, Feudale, Militaristen, Klerikale nicht aus.«

Energie war nötig...

Dann kam ihr Aufbruch, ihre Erweckung. Sie wurde ein Kind ihrer Zeit. Sie war fasziniert von der Bürgerrechtsbewegung in Amerika. Die Ermordung von Martin Luther King. So begann ihre Rebellion. Zunächst gegen die kirchlichen Schwätzer, die zu allem Unrecht ihren Segen gaben. Kanonen segneten und Tyrannen stützten. Nicht nur hier, sondern auch in Lateinamerika, in der ganzen Welt. Stupide Keuschheit predigten, statt eine gewaltfreie Sexualität zu feiern. Darum gehe es doch. Durch Gott zur Autonomie. Die Macht verabscheuen und eine andere Verbindung zu den Menschen suchen. »Versteht ihr? Ich rannte gegen verriegelte Türen. Die Kirche hier verbarrikadierte sich, auch alle staatlichen Institutionen waren wie vernagelt.«
Dann entdeckte sie die Mystik. Und endlich hatte sie eine Spur gefunden.
»Ich musste mich noch einmal verlieren, weil ich sah, dass die Welt zwar verloren, aber wieder zu gewinnen war. Versteht ihr? Ich suchte nach einer verwandelten Welt.«

Währenddessen bringt die antagonistische Welt ihre Handlanger ins Spiel: »Wer ist der Maulwurf?«, ist die Überschrift eines Kapitels.

»Irgendjemand hat uns an die Polizei verraten. Das ist klar«, presst Gerda hervor. Die Gruppe von Frauen sitzt in der Roten Bärin.
»Vielleicht haben sie es irgendwo gehört«, versucht Carla, es etwas neutraler zu formulieren.
»Gehört? Natürlich haben sie es gehört, aber dazu braucht es jemanden, der es zuvor laut gesagt hat.«
Amela nickt.
»Es war echt arg. Wir sind gelaufen wie die Hasen.« Amela ist aufgeregt, wütend: »Ich konnte kaum schlafen. Was ist, wenn ich erkannt worden bin? Wie wir gerannt sind, wie um unser Leben!«
»Die haben uns aufgelaurt. Nur ihre Dummheit hat verhindert, dass sie uns nicht auf frischer Tat ertappt haben. Das war richtig scheiße«, bestätigt Bezé.
»Sie wussten, was wir vorhatten, und haben sich auf uns gestürzt. Ich möchte nicht wissen, wie weit das Amt schon informiert ist«, sagt Amela.
»Womöglich wurden wir abgehört«, überlegt Margit laut.
»Das wäre doch viel zu aufwendig. Aber irgendwoher haben sie die Informationen. Sie setzen uns unter Druck, und die Bewohner sind noch zu wenig darüber informiert. Wir müssen vorsichtig sein. Der Kramsacher will uns fertig machen.«
Was genau passiert ist, kann sich niemand erklären.

Was aber passieren muss, das bleibt Prozess statt Feststellung, es braucht Optimismus und Scharfsinnigkeit.

Wesentlich optimistischer bewertete sie die Situation in revolutionären Kreisen, damit war wohl die anarchistische Bewegung gemeint, der sie sich zugehörig fühlte. Dort arbeiteten Männer und Frauen für gemeinsame Ideen zusammen und es gäbe bereits ein kameradschaftliches Verhalten. Allerdings mussten sie hier auch nie dafür kämpfen. Das sei ein Hinweis darauf, dass die wesentlichen Errungenschaften der Frauenbewegung nicht erkämpft, sondern gelebt werden müssen. Die Frauen müssten damit beginnen, sich frei zu fühlen und das als Voraussetzung der Freiheit anerkennen. Erst dann winke die Aussicht auf einen Fortschritt, das sei entscheidend, denn die Freiheit müsse von innen kommen – für die Frauen und alle Unterdrückten. Sie ging von Wellenbewegungen in der Entwicklung aus und stellte fest, dass Frauenrechte immer wieder neuerlich erkämpft werden müssten – eine Erkenntnis, die auch heute nichts an Brisanz eingebüßt hat.



Rath, Brigitte (2025):
FREI DENKEN, FREI LEBEN
Olga Misař – Aktivistin Pazifistin Feministin
Wien: mandelbaum Verlag
422 Seiten



Pavlic, Andreas (2026): SELIGE UNRUHE
Wien: Edition Atelier
Roman, 248 Seiten

Brigitte Rath ist eine österreichische Literaturwissenschaftlerin. Ihr Buch FREI DENKEN, FREI LEBEN über die Widerstandskämpferin Olga Misař ist 2025 im Wiener mandelbaum Verlag erschienen.

Andreas Pavlic lebt und arbeitet als freier Schriftsteller, Redakteur und Kulturarbeiter in Wien. Sein Roman SELIGE UNRUHE erscheint im Wiener Verlag Edition Atelier.

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN MRZ/APR/MAI/JUN

MÄRZ.

- 07.03. **Fetz FM live** // party, rave // 22:00
- 08.03. **Internationaler Frauentag** // 18:00
- 10.03. **Che Sudaka live** // cumbia, latin, pop // 19:30
- 11.03. **Lucy Kruger & the lost boys live** // alternative, art pop, indie // 20:00
- 13.03. **Indieverse mit Jiliah, MAIJA & Ulrich Ida Zeppelin** // alternative, indie, pop // 20:00
- 14.03. **Melanin Sounds mit LOH-Renzo, Wemimo, Franchise, Mina Mora & DJ CSWRLD** // afrobeats, afrohouse, baile funk, pop // 21:00
- 18.03. **Tam Club** // Bruckneruni Coop // 19:00
- 20./21.03. **Dragons Heaven Festival** // metal // 19:00
- 24.-26.03. **Leicht Über Linz Festival (Bruckneruni Coop)** // experimental // 19:00
- 27.03. **SODI, wirsindanderswo** // alternative, folk, rock // 20:00
- 28.03. **Xpansion** // techno // 22:00

APRIL.

- 02.04. **Sample As That + turn | table | tennis** // spannung, spaß und spiel // 17:00
- 08.04. **Pavlic/Rath** // Lesung // 18:00
- 09.04. **Beda mit Palme, Rocky Leon** // beat, hip hop, looping, reggae, rock // 20:00
- 11.04. **Noppenair WarmUp Qlash** // 20:00
- 14.04. **Tam Club** // experimental // 19:00
- 15.04. **Bruckneruni Coop** // experimental // 19:00
- 17.04. **STREAM Club** // techno, dub, bass // 20:00
- 22.04. **Magdalena Wawra, Magdalena Spinka live** // indie, pop // 19:30

- 24.04. **Hip Hop Heat: Oli Banjo live** // hip hop, rap // 20:00
- 30.04. **Tanz in den Mai** // 22:00

MAI.

- 01.05. **1. Mai Fest** // 20:00
- 14.-16.05. **Art Meets Radical Openness** // servus coop, festival // 19:00
- 19.05. **Tam Club** // experimental // 19:00
- 22.05. **bass.invadaz** // drum'n'bass // 22:00
- 23.05. **Indieverse mit Bon Jour, Lukas Oscar & Toby Wyle** // alternative, indie, pop // 20:00
- 24.05. **Retrogott & Hulk Hodn** // hip hop, rap // 19:00
- 29.05. **Toast to an absent friend** // Cheers! // 20:00

JUNI.

- 04.06. **Sample As That + turn | table | tennis** // spannung, spaß und spiel // 17:00

Aktuelle Infos auf club.stwst.at
Kunstevents auf events.stwst.at

OFFEN

vergoren für
mehr Geschmack.

Seit 1321.



bierwerkstatt.at

**Weitra
Bräu**
BIERWERKSTATT